Libertas

FREIHEIT, NICHT DIE TOCHTER, SONDERN DIE MUTTER DER ORDNUNG — PROUDHON

1. Jahrgang. BOSTON, MASS., SAMSTAG, den 5. MAY 1888. Nummer 4.

"Denn stets in deinem Aug, o Freiheit,
Erstrahlt ein hehres Licht, der Welt zum Heil;
Ob du uns tödtest auch, vertraun wir dir."
JOHN HAY.

Auf der Wacht.

In Paris haben sich vor ein paar Tagen zwei Kunstkritiker duellirt, wobei einer derselben seinen Tod fand. Für die Beiden war "Mein Onkel Benjamin" offenbar umsonst geschrieben.

Sir Arthur Barclay Walker soll sich bereit erklärt haben, $1,250,000 zum Bau einer Kathedrale in Liverpool, England, beizusteuern. Klug sind diese Leute, so eine Kathedrale ist noch der beste Schutz bedrohter Privilegien und Interessen. Aber selbst eine Kathedrale wird dem rasch heranreifenden Geist der Freiheit keinen Einhalt zu gebieten vermögen.

Im "Armen Teufel" verwahrt sich der in der Schweiz lebende Schriftsteller Chr. Tarnuzzer dagegen, ein Anhänger der "freien Liebe" zu sein. Das ist um so auffallender, als Herr Tarnuzzer ein Dichter ist und die Dichter im Allgemeinen in Bezug auf die Liebe offene Köpfe haben. Der Gegensatz zur freien Liebe ist gefesselte Liebe. Bekennt sich Herr Tarnuzzer zur gefesselten Liebe?

Einer Notiz im Londoner "Freedom" zufolge ist es wahrscheinlich, dass "Jus" wieder auferstehen wird als ein individualistisch-anarchistisches Blatt. Nichts könnte den Anarchisten erfreulicher sein als die Bewahrheitung dieser Nachricht. Von seinen bisherigen Einschränkungen befreit, würde sich "Jus" zu einer Macht in England gestalten. Es gibt keinen besseren Boden für den Anarchismus.

In Detroit, Mich., wird dieser Tage eine neue Arbeiterzeitung erscheinen. Wie ich dem "Armen Teufel" entnehme, ist die redaktionelle Leitung des neuen Blattes in die Hände meines geschätzten Freundes H. C. Bechtold gelegt worden. Von einem allseitigen und durchgreifenden Individualismus ausgehend, behandelt Herr Bechtold die sozialen Probleme mit grosser Klarheit und vielem Verständniss. Libertas heisst deshalb die "Michiganer Arbeiterzeitung" zum Voraus von ganzem Herzen willkommen.

Das *bête noir* der öffentlichen Meinung ist unstreitig der Anarchismus. Das erhellt schon daraus, dass viele Leute, welche die theoretische Richtigkeit der anarchistischen Prinzipien anerkennen, dennoch vor dem Wort Anarchismus wie vor der Pest zurückschrecken. Das vermag aber den Anarchisten nicht zu beirren. Denn er weiss, wie Heinzen einmal bemerkt, dass wer die Wahrheit findet und sagt, oder nach wahrer Grösse und Humanität strebt, in der Regel auf kein zuverlässigeres Zeugniss rechnen kann, als dass er die öffentliche Meinung gegen sich hat.

Nach dem "Freidenker" hat das Gesetz "stark die Tendenz, stets und fast ausschliesslich nur den Besitzenden eine Stütze und Hülfsmacht zu sein." Ja, so ist es bisher gewesen und so ist es noch heute, und deshalb verlangt Libertas die Abschaffung des Gesetzes. Davon will aber der "Freidenker," trotz der in der obigen Behauptung bekundeten Einsicht, nichts wissen. In dem Verlangen nach der Abschaffung des dem Unrecht als Schild dienenden Gesetzes sieht er nur geistige Unreife, Unklarheit und Verschwommenheit, für die er sich nie und nimmer begeistern kann.

Am Schlusse eines Protestes gegen die Einverleibung der höheren Lehrgegenstände in das Kurrikulum der öffentlichen Schulen, sagt die Winsteder "Press": "Unter tüchtiger Führung ist die gewöhnliche Distriktschule gut genug für gewöhnliche Leute. Mögen die ungewöhnlichen Leute ungewöhnliche Schulen haben und dafür bezahlen." Zugestanden; aber wenn gewöhnliche Leute nicht angehalten werden sollen, für ungewöhnliche Schulen beizusteuern, warum sollen ungewöhnliche Leute für gewöhnliche Schulen beisteuern?

Henry George sagt im "Standard" vom 14. April: "Der wahre Grund, warum ich als Mayorskandidat in New York in 1886 achtundsechzig tausend Stimmen erhielt und nur siebenunddreissig tausend Stimmen in derselben Stadt im Jahre 1887, war, dass infolge der Stimmenzusage, mit der ich in den Kampf trat, man in dem einen Falle an die Möglichkeit meiner Erwählung glaubte, und dass *in dem andern Falle auch der Sanguinischste nicht vorgeben konnte, dass ich die geringste Aussicht auf Erfolg hatte.*" [Schrägschrift von mir.] Dann haben Sie gelogen, haben Sie, Henry George, als Sie während Ihrer letzten Kampagne die Wähler beharrlich versicherten, dass Sie gute Aussichten hätten, erwählt zu werden, und dass Sie jedenfalls genug Stimmen auf sich vereinigen würden, um einer Pluralität gefährlich nahe zu kommen?

In Australien erscheint seit etwas über einem Jahr ein tüchtig redigirtes anarchistisches Blatt, "Honesty." Nach den neuesten Anzeichen wird aber "Honesty" nicht lange mehr die Auszeichnung geniessen, das einzige anarchistische Blatt in jenem grossen Inselreiche zu sein. Der "Australian Radical," der in Hamilton erscheint und von W. R. Winspear redigirt wird, scheint von seinen staatssozialistischen Neigungen abzukommen und sich dem Anarchismus hinzuneigen. Der "Radical" hat kürzlich ein neues Kleid angezogen und befürwortet unzweideutig die anarchistische Lösung der Landfrage, indem er Stellung gegen die Staatssozialisten wie auch gegen Henry George nimmt. Der Redakteur wird wol der Logik der Freiheit bis ans Ende folgen müssen.

Libertas war zu früh in Jubel ausgebrochen. Die auf Grund des lichtscheuen Comstockgesetzes gegen E. C. Walker und Moses Harman, die Herausgeber und Redakteure des in Valley Falls, Kansas, erscheinenden "Lucifer," anhängig gemachte Klage war kaum abgewiesen worden, als der Distriktanwalt, der es in christlich-fanatischem Eifer auf die Unschädlichmachung dieser Leute abgesehen hat, eine neue Klage gegen sie einbrachte, obgleich hundertundfünfzig Bürger von Valley Falls für die Einstellung einer weitern gerichtlichen Verfolgung petitionirten. Das half aber Nichts. Es soll eben durchaus der Beweis erbracht werden, dass man im Lande der Pressfreiheit noch lange nicht Alles sagen darf, was man auf dem Herzen hat. Strafe haben sie verdient. Diesmal nahmen die Rückwärtser die Vorsicht, in der Klageschrift vier Artikel zu bezeichnen, welche den gestrengen Sittenrichtern besonders die Galle aufgerührt haben und auf Grund derer sie gerichtlich gegen "Lucifer" vorgehen werden.

Einen weiteren Verlust hat das freisinnige Deutschtum von Amerika durch den Tod von Fritz Schütz erlitten. Er starb ebenfalls am 22. April, nur wenige Stunden nach Eduard Schrœter, in New Ulm, Minnesota. Obgleich er in politischer und sozialer Hinsicht einer, für die heutigen Anforderungen des Fortschritts, zu konservativen Richtung angehörte und ein Steckenpferd ritt, das sich, in dem immer mehr sich zuspitzenden Kulturkampfe, bald als ein ziemlich unbrauchbares Streitross erwiesen haben würde, verdient er doch für seine redlichen Bemühungen als Volkslehrer und freireligiöser Agitator alle Anerkennung. Vor seiner Uebersiedlung nach Amerika, in Apolda, Thüringen, als freigemeindlicher Prediger tätig, war er hier zuerst Sprecher an der freien Gemeinde zu Philadelphia, dann an der zu Milwaukee. Um sich seiner reiserednerischen Tätigkeit besser widmen zu können, legte er sein ständiges Sprechertum nieder und schlug seinen Wohnsitz in Carver, Minnesota, auf, von wo aus er wiederholt Vortragsreisen durch die Vereinigten Staaten unternahm, bei seiner körperlichen Verkrüppelung höchst beschwerliche und gefährliche Unternehmungen. Später vertauschte er Carver mit New Ulm, woselbst er während seiner letzten Jahre eine Monatsschrift, die "Rundschau," herausgab. Er ist der Verfasser mehrerer Schriften, worunter seine Brochüre über die "Unsterblichkeit" und "Das Heil der Völker" wol die bekanntesten sein dürften.

Herr Michael Biron schreibt in seiner "Arminia": "Es muss Etwas sein, was *über* der Freiheit steht, was der Regulator der Freiheit ist und sie beherrscht, und das ist die *Vernunft*." Wer bestreitet das, und was soll damit gesagt sein? Will Herr Biron damit die Staatsidee begründen und den Anarchismus verneinen? Will er das, dann setzt er eine kollektive Vernunft voraus, welche im Staat zum Ausdruck gelangt, und deren Aufgabe es ist, die Freiheit zu reguliren und zu beherrschen. In dem Falle verlange ich von ihm den Beweis für die Existenz der kollektiven Vernunft. Ich habe dieselbe bis jetzt noch nicht entdecken können. Gibt es aber nur eine individuelle Vernunft, unter deren Botmässigkeit die Freiheit steht, dann ist damit auch der Anarchismus, den Herr Biron zu bekämpfen auszieht, begründet. Denn wenn die Freiheit unter der Herrschaft der Vernunft steht, und wenn es nur eine individuelle Vernunft gibt, dann steht die Freiheit notwendigerweise unter der Herrschaft des Individuums. Damit ist die Selbstherrlichkeit des Individuums, worauf sich der Anarchismus aufbaut, dargetan.

In demselben Artikel, in welchem Herr Biron gegen den Anarchismus zu Felde zieht, heisst es weiter: "Die Vernunft lehrt, dass möglichst wenig regiert, und dass dieses möglichst Wenige nicht von Willkür und Gewalt, sondern *von der Vernunft* bestimmt werde. Das Richtige ist also nicht die An-Archie, sondern die *Vernunftherrschaft*," u. s. w. Herr Biron weiss offenbar nicht, was ich gemeinsam mit allen Gesinnungsgenossen unter Anarchismus verstehe. Hätte er den Anarchismus begriffen, so würde er sich die Mühe erspart haben, gegen denselben zu polemisiren. Die Vernunftherrschaft, die er in Unterscheidung von Willkür und Gewalt verlangt, ist nur ein andrer Namen für Anarchismus. Ich kann Herrn Biron die Versicherung geben, dass wenn einmal die Vernunft zur Herrschaft gelangt sein wird, auch alle die Uebel, gegen welche die Anarchisten heutzutage ankämpfen, geschwunden sein werden. Menschen werden wir immerhin auch in jener Zeit noch sein, aber das Individuum wird dann in den Besitz des vollen Ertrags seiner Arbeit gelangen und durch keine beengenden Institutionen wie Kirche und Staat in der harmonischen Ausbildung seiner Anlagen behindert sein. Ein solcher Gesellschaftszustand ist aber identisch mit dem von Libertas angestrebten Anarchismus.

LIEBE, EHE UND EHESCHEIDUNG,

Und die Selbstherrlichkeit des Individuums.

EINE DISKUSSION

ZWISCHEN

Henry James, Horace Greeley und Stephen Pearl Andrews.

EINLEITENDES KAPITEL.

Fortsetzung von No. 3.

Was der Welt vor Allem Not tut, ist die grosse Erkenntniss, dass *es nicht notwendig ist, für die Menschen zu sorgen.* Was die Menschen brauchen, ist ein auf Freiheit und Recht basirtes Gesellschaftssystem und freundschaftliche Kooperation, so dass *sie für sich selber sorgen können.* Von einem Andern versorgt und als Tribut dafür seinem Willen unterworfen, verkümmern und kränkeln und sterben sie dahin. Das gilt sowol von den Frauen wie von den Männern; von Ehefrauen so gut wie von Vasallen und Leibeignen. Das herrschende Ehesystem ist das Haus der Knechtschaft und das Schlächterhaus des weiblichen Geschlechts. Ob die Uebelstände inhärente oder zufällige sind, ob sie dem Wesen oder der Führung der Institution anhaften, ob sie ohne oder nur auf dem Wege einer Revolution zu beseitigen sind, — das sind die Fragen, die jetzt erörtert werden müssen.

Nehmen wir nun an, dass in einer künftigen Zeit, unter dem Einfluss der Billigkeit und infolge der angedeuteten Vorkehrungen für die Versorgung der Kinder, es den Frauen so leicht sein wird, sich eine unabhängige Existenz zu erringen, wie den Männern; und dass kraft derselben Vorkehrungen die Verpflegungskosten für ein Kind bis zu dem frühen Alter, wo es infolge anderer entsprechender Einrichtungen fähig wird, seinen eigenen Unterhalt zu verdienen, auf ein Minimum reduzirt werden, — eine geringfügige Summe für das Eine oder das Andere des Elternpaars. Nehmen wir an, dass aus ökonomischen Erwägungen das isolirte Heim dem grossen einheitlichen Bau gewichen ist, und dass infolge dieser Veränderungen, welche die Frau der Sorge für die Ammenstube und das Hauswesen überheben, ihr die Möglichkeit gegeben ist, selbst während ihrer Mutterschaft irgend einen ihrem Geschmacke zusagenden Beruf zu wählen und mit Hingebung zu befolgen oder nach Wunsch zu wechseln; und nehmen wir an, dass bei dieser Lebensführung die Rosen der Gesundheit wieder auf den Wangen der Frau zu blühen beginnen, und dass sie neue und ungeahnte Geisteskräfte, vortreffliche Geschmack und persönliche Reize entwickeln wird, — kurz, dass während sie das andere Geschlecht gänzlich der Verantwortlichkeit und Sorge für ihren Unterhalt überhebt, sie unbestreitbar ihre Ebenbürtigkeit mit dem Manne in solchen Dingen beweist, wo sie bisher geleugnet wurde, sowie ihre Ueberlegenheit in tausend schönen Begabungen, welche die Freiheit allein sie zu entdecken und an den Tag zu legen befähigte: — was wird unter diesen Umständen aus dem dritten und letzten Grund für die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der Institution der ausschliesslichen und unauflöslichen Zwangsehe?

Führen wir diese Voraussetzungen noch weiter; nehmen wir der Illustration wegen an, dass sich in der Freiheit die Neigung zu einem dauernden ehelichen Zusammenleben, wie von Herrn James vorausgesetzt wird, in diesen Dingen als das natürliche Gesetz erweisen sollte; oder umgekehrt, nehmen wir an, dass eine wohlgeordnete Abwechslung in den Liebesverhältnissen sich von der Erfahrung als gerade so wesentlich für die höchste geistige wie physische Entwicklung des Menschen erweisen sollte, wie Abwechslung in der Nahrung, der Beschäftigung oder des Vergnügens; oder nehmen wir, um die Sache noch fester zu begründen, an, dass eine neue und überraschende pathologische Tatsache entdeckt und über allen Zweifel gestellt wird, z. B. dass eine gewisse Krankheit, zur Zeit eine Geissel der Menschheit, wie die Schwindsucht oder die Skropheln, ausschliesslich dem Mangel an gewissen subtilen magnetischen Einflüssen zuzuschreiben ist, welche sich nur aus einer uneingeschränkteren Berührung und einem freieren Verkehr der Geschlechter ergeben. Ich bemerke hier, dass gerade jene Freiheit der Berührung und des Verkehrs die Leidenschaften mildert statt sie zu entflammen, und auf diese Weise ein durchgängig reines Leben wie freundschaftliche und zarte gegenseitige Berücksichtigung fördert. Nehmen wir ferner an, dass die freie Frau eine eingeborene, gottgegebene Neigung an den Tag legte, nur die Edelsten und Begabtesten des entgegengesetzten Geschlechts als die Empfänger ihrer höchsten Liebeshuld und die Zeuger ihrer Sprösslinge zu wählen, indem sie die Individuen eines niederen Grades zurückwiese, wie es bekanntlich die Weibchen einiger niederen Tierarten (welche die Freiheit geniessen, die der Frau versagt ist) tun; und dass in dem Resultat die grosse soziologische Tatsache offenkundig würde, dass die Natur auf diese Weise für eine unendlich höhere Entwicklung der Rasse gesorgt hat. Nehmen wir schliesslich noch an, dass sich durch die Erfahrung ergeben würde, dass die Freiheit der Frau einen in jeder Hinsicht gesundheitsfördernden, mässigenden und veredelnden Einfluss hätte, in demselben Grade, in dem die Freiheit des Mannes, sie zu unterjochen, wie bei den polygamischen Völkern, einen degradirenden, verschlechternden Einfluss ausübte; und dass im Allgemeinen Gott und die Natur augenscheinlich die Frau mit der Oberherrlichkeit in der Gefühlswelt ausstatteten, wie sie dieselbe dem Manne in der intellektuellen Welt verliehen, — eine Funktion, welche sie nimmer auch nur in annähernd richtiger Weise erfüllen kann, bis sie selbst von den Ketten der Konventionalität, der falschen Weihe des Vorurteils und des Herkommens befreit ist. Nehmen wir an, alles Dieses sei durch die Vernunft und durch Tatsachen gründlichst festgestellt worden, was wird *dann* aus diesem letzten Argument für die Notwendigkeit der Institution der gesetzlichen Ehe oder der Ehe überhaupt?

Wenn sich ohne die Ehe ein höherer Begriff von der Keuschheit geltend machte und eine allgemeinere Verwirklichung fände, und Frauen wie Kinder besser geschützt und versorgt würden, wo wäre dann die wiederholte Forderung, dass die jetzt für heilig und unantastbar erklärte Familieneinrichtung aufrecht erhalten werden solle? Was in der Tat könnte es verhindern, dass jene Einrichtung der Verachtung anheimfiele, wie es ehedem anderen Einrichtungen, die vor Zeiten durch ähnliche Erwägungen und schöne Veridealisirungen geheiligt waren, passirte?

Wer kann es vorhersagen, ob künftighin isolirte Familien nicht als Pflanzschulen der Selbstsucht und engherziger Vorurteile gegen die Aussenwelt betrachtet werden werden, welche die Einheit der Menschheit gefährden und aufheben, — dasselbe Element zwischen Nachbarn, was patriotische Vorurteile und Antipathien und "trennende Berge" zwischen den Völkern sind? Wer vermag zu sagen, dass es vielleicht nach ein paar Generationen nicht als ein Beweis unserer Barbarei gegen uns angeführt werden wird, dass ein reicher und religiöser Bürger sich in Ruhe und Glück niedersetzen konnte, umgeben von Weib und Kindern, inmitten von Komfort und Luxus, und Gott für seinen reichen Segen danken und die heilige Schrift zitiren konnte, „So aber Jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, denn ein Heide," während elende Weiber und Säuglinge, mit ebenso feiner Empfänglichkeit und ebenso grosser Fähigkeit zum Glück wie seine eignen teuren Lämmer sie besitzen, in ihren verödeten Häusern, einen Katzensprung von seiner eigenen aristokratischen Türe, sassen, schauernd vor Kälte, vom Hunger gequält und aus Angst zitternd vor dem Hausagenten mit dem lauten Pochen und seiner groben Stimme, der gekommen war, um sie selbst aus dieser elenden Behausung, die nur der Hohn ein Heim nennen kann, zu verstossen? Wer kann mit gutem Glauben behaupten, dass eine höhere Auffassung von der Bruderschaft der Menschheit, als sie jetzt — ausgenommen als eine traditionelle Erinnerung an die Lehre Christi oder als die utopischen Träume eines Schwärmers — vorherrscht, bei dem raschen Fortschritt der Ereignisse in diesem modernen Zeitalter nicht in wenigen Jahren schon ihre Verwirklichung finden wird? Und wer kann positiv behaupten, dass nicht in Zukunft die Entdeckung gemacht werden wird, dass das letzte grosse Hinderniss, das der Verwirklichung dieses hehren Ideals menschlicher Geschicke im Wege stand, die in der Anschauung des Volkes abergläubische Heiligung der Ehe und der Familieneinrichtung war, infolge dessen dieselben weder geprüft, noch verbessert, noch abgeschafft werden konnten in Uebereinstimmung mit den Eingebungen der gesunden Vernunft und der jeweiligen Bedürfnisse, in derselben Weise, wie in einem frühern Stadium eine ähnliche Heiligung kirchlicher Einrichtungen und des Gottesgnadentums im Staat die fortschrittliche Entwicklung der Menschheit aufgehalten hatte?

Ich mache darauf aufmerksam, dass ich hier nicht dogmatisire. Ich behaupte nicht einmal, dass die Wahrscheinlichkeit nahe liege, das sich irgend eine dieser Annahmen verwirklichen werde. Ich stelle einfach die Behauptung auf, dass die Gerechtigkeit und der Fortbestand der Ehe und der Familieneinrichtung rechtmässige Gegenstände des Nachdenkens, der Fragestellung und der Untersuchung bilden. Ich verzeichne hiermit meinen ruhig dargelegten, aber in Wirklichkeit entrüstungsvollen Protest gegen die Voraussetzung, als gäbe es in diesem Zeitalter und in dieser Nation, bei unseren Antezedentien und Prätensionen, irgend einen Gegenstand, der zu heilig wäre, besprochen zu werden. Ich lege mein Zeugniss ab für die Wahrheit des Standpunkts des Despoten und des Sklavenhalters, dass dieselben Uebel, welche in den Institutionen des Despotismus und der Sklaverei existiren, gleichfalls in der Institution der Ehe und der Familie existiren, und dass dieselben Rechtsprinzipien, die man heutzutage auf erstere anzuwenden sucht, letztere nicht unangezweifelt und unbeschädigt lassen werden. Ich gebe dem trägen Publikum einige Andeutungen, dass es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als seine Schulweisheit sich träumen lässt. Ich kräusle die gläserne Oberfläche dieses todten Sees des Konservativismus, in dem sich der Sozialismus als ein Schreckgespenst zur Aengstigung von Kindern wiederspiegelt. Ich gebe der Welt eine Probe der Ideen, des Gedankengangs, der Tatsachen und der Prinzipien, welche die New Yorker "Tribune," angeblich das Organ des neuen Gedankens, sich ihren Lesern vorzulegen weigert, unter dem Vorwand, dass die Sache nicht für die Oeffentlichkeit passe. Und schliesslich mache ich noch besonders für künftigen Nachweis eine historische Aufzeichnung von der Tatsache, dass in der Mitte dieses Jahrhunderts und in der Metropole des fortschrittlichsten Landes der Welt diese Ideen der öffentlichen Meinung viel zu weit voraus waren, um irgendwo durch die öffentliche Presse zum Ausdruck zu gelangen, — denn die "Tribune" ist trotz alledem das liberalste Journal, das noch bei uns gegründet wurde.

Was ich in dieser Brochure zu sagen im Stande sein werde, ist natürlich nur ein Fragment der sozialen Theorien, die ich darzulegen wünsche. Was ich brauchte, war eine durch ein ganzes Jahr laufende Diskussion in einem Medium, wie die "Tribune," im Widerstreit mit den bedeutendsten Köpfen des Landes, — Philosophen, Politiker und Theologen, — zum Kampfe eingeladen oder gereizt. Nach Ablauf dieser Zeit würde das Publikum die Entdeckung zu machen begonnen haben, dass die herrschenden sozialen Dogmen den erhabenen Prinzipien einer neuen und tiefwichtigen Wissenschaft weichen müssen, welche die wahre Grundlage aller sozialen Beziehungen genau bestimmt. Ich wünschte besonders dem Rev. Dr. Bethune einige Fragen vorzulegen, um die Wahrhaftigkeit seiner umfassenden Darstellung der Lehre von der Religionsfreiheit auf die Probe zu stellen, die er in seinem Angriff auf Bischof Hughes in der Madiai Versammlung in der Metropolitan Hall machte. Schliesst er die Mormonen und Türken mit ihrer Polygamie, und die Perfektionisten mit ihrer freien Liebe in seine Toleranz ein, oder würde er, wie Herr Greeley, seine *Ausnahmen* machen, wenn es zum Klappen käme und, wie Herr Greeley, sich für das Wiederanfachen der Feuer religiöser Verfolgung auf amerikanischem Boden erklären und Diejenigen, deren Gewissen sich von dem seinigen in einigen Punkten unterscheidet, ins Gefängniss werfen oder auf dem Scheiterhaufen verbrennen?

Die Frage wird rasch zu einer praktischen in diesem Lande, wenn schon ein ganzes Territorium in dem Besitz einer religiösen Sekte ist, welche sich offen zu der Lehre von der Vielweiberei bekennt und bereit ist, für diese Lehre in den Tod zu gehen. Ehre dem General Cass, dem Patriarchen des Senats, der unlängst das wahre und wahrhaft amerikanische Prinzip verkündet hat, — im Grunde die Selbstherrlichkeit des Individuums. Er spricht sich wie folgt aus:

> Unabhängig von ihren Beziehungen zu der menschlichen Bestimmung im Jenseits, glaube ich, dass das Schicksal der republikanischen Regierungsform mit der christlichen Religion unauflöslich zusammenhängt, und dass Leute, welche den heiligen Glauben von sich weisen, die Sklaven böser Leidenschaften und willkürlicher Gewalt sein werden; und ich bekenne es offen, dass ich nicht ohne Besorgniss einige der Zeichen wahrnehme, welche, bei Einigen durch eine schwache Phantasie, bei Andern durch ungeregelte Leidenschaften in unserer Umgebung angeregt, Gründer und Anhänger sonderbarer Lehren hervorrufen, deren Tendenz leichter zu erkennen ist, als es ist, ihren Ursprung und Fortschritt zu erklären; *doch sie werden ihr Gegenmittel nicht in Gesetzen finden, sondern in einer gesunden religiösen Anschauung*, ob sie nun eine Vermittlung zwischen Gott mittels Stöcken und Steinen und Geisterklopfereien (dieses jüngste und lächerlichste auf menschliche Leichtgläubigkeit spekulirende Experiment) lehren, oder ob sie die heilige Schrift verdrehen und mit ihren unzüchtigen Leidenschaften in Einklang zu bringen suchen, indem sie den Schirm der Religion und der sozialen Ordnung, die Institution der Ehe, zerstören und ein Leben des uneingeschränkten geschlechtlichen Verkehrs führen, — auf diese Weise mittels der Versuchungen zügelloser Sinnenlust Proselyten werbend für einen elenden, unserer Natur unwürdigen Betrug. Derselbe Versuch wurde vor etwa drei Jahrhunderten in Deutschland gemacht, in einer Periode sonderbarer Abscheulichkeiten, und schlug fehl. Er wird hier auch fehlschlagen. Wo das Wort Gottes Allen frei steht, kann sich eine so nichtswürdige Doktrin nicht dauernd befestigen.

Dies ist eine echte, obgleich indirekte Anerkennung der Selbstherrlichkeit des Individuums; und obschon verunziert durch einige unhöfliche Hiebe gegen etwas, das der Redner offenbar nicht versteht, steht sie so hoch über den schwächlichen und elenden Unterdrückungsdoktrinen des Herrn Greeley — kränkliche Ueberbleibsel des Mittelalters — wie das neunzehnte Jahrhundert über dem zwölften steht.

In Bezug auf Dr. Bethune ist es nur recht und billig, zu sagen, dass ich keine Ursache habe, an seiner Ehrlichkeit in der Darlegung der Lehre von der Religionsfreiheit zu zweifeln, oder dass er in der Praxis mein Recht, mit drei Frauen zugleich zu leben, wenn *mein* Gewissen es erlaubte, so bereitwillig und aufrichtig anerkennen würde, wie das Recht, in Florenz eine protestantische Bibel zu lesen. Wenn das nicht der Fall ist, so hoffe ich, dass er eine Gelegenheit wahrnehmen wird, um seine Stellung nochmals darzulegen. Ich brauchte eine längere Diskussion, wie ich sagte, nicht nur, um meinen eigenen Ideen Ausdruck zu geben, sondern auch, um auszufinden, wo Andere in dieser wesentlichsten aller Fragen wirklich stehen — in der Frage von der rechtmässigen Grenze der menschlichen Freiheit.

Aber solche Diskussionen, mit der dem Wahrheitssucher eigenen Unerschrockenheit geführt, sind nicht für die Spalten der "Tribune." Die Leser dieses Journals müssen im Dunkeln erhalten werden. Ich ergebe mich und warte die Gründung eines andern Organs ab. Mittlerweile verweise ich Diejenigen, die sich für eine gründlichere Darstellung der in diesen Blättern zum Ausdruck gelangenden oder angedeuteten Prinzipien interessiren, auf "Equitable Commerce," "Practical Details in Equitable Commerce" von Josiah Warren und "The Science of Society" von mir, im Verlage von Fowler & Wells, New York, und John Chapman, London, welche Werke ich hier öffentlich anzuzeigen Gelegenheit nehme, weil die Presse es gewöhnlich verschmäht, von ihnen wie von anderen Werken über diesen Gegenstand, die später angezeigt werden mögen, Notiz zu nehmen.

Stephen Pearl Andrews.

New York, April, 1853.

DIE DISKUSSION.

I.

HERRN JAMES REPLIK AN DEN NEW YORKER OBSERVER.

An den Redakteur der New Yorker Tribune:

Bitte gestatten Sie mir die Gastfreundschaft Ihres Blattes, um mich dem New Yorker "Observer" gegenüber zu rechtfertigen, und zählen Sie eine weitere zu meinen vielen Verpflichtungen.

Ihr ergebener H. James.

November 15.

New York, Samstag, Nov. 13, 1852.

An den Redakteur des New Yorker Observer:

Ein Artikel in Ihrem heutigen Blatte tut mir ein so grosses Unrecht, dass ich denselben nicht unberücksichtigt lassen darf.

Der Artikel zielt darauf ab, mich der Feindschaft gegen die eheliche Institution anzuklagen. Diese Anklage ist so weit davon entfernt, wahr zu sein, als ich stets bestrebt war, das Ansehen der Ehe zu fördern, indem ich sie von gewissen rein willkürlichen und konventionellen Hindernissen in Bezug auf Ehescheidung befreien wollte.

Fortsetzung folgt.

DER LUMPENSAMMLER VON PARIS.

Von FELIX PYAT.

Uebersetzt von Emma Heller Schumm.

ERSTER TEIL.

DER TRAGKORB.

Fortsetzung von No. 3.

Er reichte Garousse seine Flasche, der sie mit einer Bewegung des Abscheus zurückstiess.

"Nimm Vernunft an," drang der durchaus nicht beleidigte Jean weiter in ihn. "Trink! trink gegen bar oder auf Kredit, bei'm Glas, bei der Stunde, bei'm Monat, bei'm Jahr, wie du kannst; aber trinke immer, und Allem zum Trotz, und du wirst an nichts Schlimmes mehr denken. Du wirst's erleben, dass du älter wirst wie'n Patriarch und lebendiger und frischer wie Methusala, und alle Tage Sanct Mardi Gras."

Der Betrunkene erhob sich, von seinem eigenen Feuer begeistert, und wie um seine Lehren durch das Beispiel zu bekräftigen, leerte er seine Flasche.

"Ich, der jetzt zu dir spricht," rief er in Entzückung aus, "sehe mit einem Mass Branntwein im Leib und einem Priemchen Kautabak im Mund, dass die Erde mich nicht mehr tragen kann; ihre Pflaster sind nur noch für mich da . . . . und ich hab' noch nicht einmal genug; ich geh' zickzack, rückwärts und vorwärts, von einer Seite der Strasse auf die andere; ich pralle an wie eine Granate; der Donner ist nur meines Gleichen; eine Mauer hat mir nichts zu verbieten; ich könnte einen Zug anhalten, ich könnte eine Kolonne über den Haufen werfen. Ich weiss nichts mehr von Kälte, Hunger, Schmerz oder Tod. Dann erst lebe ich wie ich getrunken habe, voll bis an den Rand, und ich sing mit einem Herz voll Wonne:

Es lebe der Wein!
Der göttliche Wein!"

Garousse erhob sich ebenfalls, vor Ungeduld erbittert und sagte in zornigem, drohendem Tone:

"Das ist also deine Methode, Selbstmord zu begehen, schmutziger Hund? Ich ziehe die meine vor. Jeder nach seinem Geschmack. Mir ist das Wasser lieber als dein Wein, Trunkenbold. Ich sage dir, ich will sterben. Platz da, oder ich erschlage dich."

Er ergriff seinen Haken und sich von dem Lumpensammler befreiend, stürzte er nochmals auf die Brüstung zu.

Jean, taumelnd und sich anklammernd, packte ihn wieder.

"Di-Di-Dickkopf, du," stotterte er ganz ausser Atem. "Durchaus sterben! So'n Grundsatz! Und in meiner Gegenwart! Nimmer! Auf Ehre, du tust mir weh. Sterben! Aber es ist ja verboten. Denk an deine Bürgerpflicht. Säubere dein Vaterland wie ich's tu' und komm zahl' deinen Teil der Trinksteuer."

Er versuchte ihn fortzuführen, zu einer geschlossenen Weinschenke.

"Zugeschlossen, vor der Stunde! Ich protestir'," rief er aus; "ich reich' eine Klage ein."

Garousse riss ihn zur Seite und schrie wütend:

"Halt an! du fängst an mich zu langweilen. Aus dem Weg . . . . oder ich schlage dieses Mal."

Jean trat zurück in die Achse der Brüstung und, seine Arme vor sich ausbreitend, versperrte er den Weg.

Ah! Monsieur ärgert sich," sagte er in ironischem Ton. "Bitte um Entschuldigung! Monsieur liebt das Wasser mehr als den Wein, wie der Grossherr der Türken! Ganz nach Belieben, Sultan. Wenn du nicht schwimmen kannst, um so schlimmer. Sie werden dich in die Morgue bringen . . . . und in das Journal, mit allen Ehren, die deinem Rang gebühren."

Der Graf schauderte, als habe der kalte Marmor ihn schon berührt. Auf der Steinplatte ausgestellt, in der Presse freigegeben, er! o! An diese Beschimpfung der Selbstmörder, an diese Hefe des Bechers hatte er nicht gedacht.

Jean, sein Schwanken bemerkend, verdoppelte seinen moralischen Todtentanz und, sich an die Stirne schlagend, rief er:

"Warte, ich hab' genau deine Geschichte im Sack."

"Meine Geschichte?" sagte Garousse erstaunt.

"Schwarz auf weiss und im 'Officiel.' Weiter nichts," erwiderte der Lumpensammler.

"Im 'Officiel'? Unmöglich," rief Garousse aus, indem er sich wieder setzte. "Lass 'mal sehen; kannst du lesen?"

"Ein wenig, mein Junge," antwortete Jean zuversichtlich.

Er gab Garousse seine Laterne und zog eine Zeitung aus seinem Sack.

"Ja," sagte er, "ich las das drüben in der Schenke beim Trinken. Ich hätt' mich dort betrunken, wie du sagst, hätten sie mir nicht das Glas eines Trunkenbolds gereicht ohne es zu schwänken. D'rum kann ich dir so gut predigen. Höre denn:

"'Wieder ein Selbstmord.'"

Er unterbrach sich, um an seinem verkohlten Dochte zu stochern.

"Putz' dich selber," sagte er. "Ich seh' keinen Buchstaben."

Und er las weiter, langsam, ohne Weglassung stummer Buchstaben, stotternd:

"'Ein Mann in der Kraft seiner Jahre wurde aus der Seine gezogen und in die Morgue gebracht. Er hätte auf der Schleife hingebracht werden sollen.' Hm! was ist denn das für'n Tier? Na, lass' gut sein, ich hab' mein Wörterbuch nicht bei mir. 'Ein Brief, der bei ihm gefunden wurde, beweisst, dass er auch einer jener Tollen war, welche die Prüfungen des Lebens nicht ertragen können.' Gewiss der Durst. 'Lieber todt als arm, sagte dieser närrische Feigling.' Hörst du das?"

"Wahrlich," sagte Garousse, die Schultern emporziehend, "die Moralpredigt von oben folgt der Moralpredigt von unten. Weiter!"

Jean, auf seinem Sitze hin und her schwankend, die Augen auf das Zeitungsblatt geheftet, nahm seine Lektüre wieder auf.

"'Es gibt kein grösseres Verbrechen gegen die Re-li-gi-on und die Gese-e-ll-schaft, als der Selbstmord, dieser Sohn des Müssiggangs und des Stolzes! Der Selbstmord ist der Bruder des Mords. Vielleicht noch schlimmer. Er ist Mord ohne Risiko. Der Mensch, der ihn begeht, ist ein Schuldiger ohne Mut, ein Soldat, der desertirt, ein Weinhändler' — Nein, es ist kein Wein dabei — 'ein Händler, der fallirt, er ist Alles, was feige und verächtlich ist' — und papperlapapp und so weiter. Ja, er ist so zu sagen ein Trinkgesell, der sein Glas nicht leer trinkt, ein Heuchler, ein Taugenichts, ein Stümper. 'Er ist' . . . . aber hier ist's zerrissen. Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer. Nun, solch eine Leichenrede! solch eine Grabschrift! Wie das packt! wie das trifft! Die reinste Weisheit! Was hast du darauf zu erwidern, Memme? Nun? Ertränk' dich jetzt, wenn du willst!"

Und in roher Weise, als wolle er den Graf brandmarken, klappte der Lumpensammler ihm den Zeitungsfetzen auf die Schulter, indem er mit der rauhen Stimme des Trunkenbolds sagte:

"Da hast du dein Merkmal! Behalt es!"

Darauf entfernte er sich schwankend und vor sich hin brummend:

"Hm! hm! Das Lesen hat mich heiser gemacht. Ich geh' ein's trinken. Leb' wohl!"

Garousse nahm die Zeitung und las die Stelle nochmals.

"Ja," sagte er bitter, "eine schöne Sittenlehre, um bei Tische im Maison Dorée zu lesen. Ach, so behandelt die Welt Diejenigen, welche sie von ihrer Gegenwart zu befreien wünschen, welche gleich mir den Tod dem gemeinen Elend vorziehen."

Jean, welcher Miene gemacht hatte, sich zu entfernen, kehrte zu seiner Aufgabe zurück.

"Sag' einmal," schrie er Garousse an, "wenn du immer noch darauf bestehst, dich umzubringen, behalt' ich deinen Korb. Das ist Alles, was ich noch brauche, um Rothschild zu Grund zu richten."

Nach dieser Schlussrede entfernte er sich abermals, aus voller Brust seine Lieblingsmelodie singend:

Es lebe der Wein!
Der göttliche Wein!

VIERTES KAPITEL.

DER KASSENDIENER.

Garousse ging mit grossen Schritten hin und her, sich auf dem Quai drehend und windend wie ein Tiger im Käfig. Es schien in seinem überreizten Hirn ein Gedanke aufgestiegen zu sein, der noch schrecklicher war, als Selbstmord.

"Alles, was feige und verächtlich ist," sagte er, die letzte Phrase des Zeitungsartikels wiederholend. "Nicht doch! Weder Feigheit noch Gemeinheit, weder Wasser noch Wein, weder den Schmutz der Strasse noch die Schleife der Presse. Tue ich dies, so werde ich ein Gegenstand der Furcht sein. Besser ein Gegenstand der Furcht als der Schande. Fort also mit dem Gedanken eines abermaligen Selbstmords, das Verbrechen soll mir dienen! Ja, Unglück, Unglück, nicht über mich allein, sondern Unglück auch über Andre!"

Er blickte starr vor sich hin in einem Anfall von Schwindel, seine Hand ausgestreckt, als wolle er all das Verlorene festhalten, seine Reichtümer, seine Vergnügungen, seine Geliebten; sein Kopf brannte, seine Augen waren blutunterlaufen, er sah Alles in Rot.

Einem Anfall von Mordsucht verfallen, schwang er seinen Haken als schlüge er auf ein ersehntes Opfer ein.

"Was sehe ich?" rief er plötzlich, sich in den dunkelsten Winkel der Weinschenke zurückziehend. "O! Vorsehung des Bösen, du dienst mir besser, als die Vorsehung des Guten!"

Und hinter einen Teil der Mauer gekauert, die ihn dem Scheine der Strassenlampe entzog, verhielt er sich mäuschenstill.

Zwei Kassendiener, in blaue Uniform mit Metallknöpfen gekleidet, auf dem Kopfe einen Dreispitz, das Abzeichen ihres Berufes wie ihrer Ehrlichkeit, näherten sich, mit raschen Schritten und in Unterhaltung begriffen ihren Marsch beendend.

Der Eine der Beiden trug auf seinem Rücken eine schwere Geldtasche und in seiner Brusttasche, halb versteckt und an einer starken Kette befestigt, ein ungeheures Notizbuch.

"Welch ein Tag!" sagte er zu seinem Kollegen. "Ich habe mich unter dem Gewicht der Einnahmen verspätet. Lass uns unsre Schritte verdoppeln. Weisst du, dass wir die Hälfte des Vermögens des Hauses bei uns tragen?"

"Ja," erwiederte der Andere, "es ist schwer und verführerisch. Doch hier sind wir nun in Paris. Ich könnte dich jetzt verlassen und nach Hause gehen. Hier ist keine Gefahr mehr."

"Nein, besten Dank, und auf Wiedersehen morgen. Ich werde mich so schnell wie möglich dieser Last entledigen, um selber Heim zu kommen. Meine Frau wird sich ängstigen."

"Und meine erst. Sie liegt in den Wochen, weisst du. Wieder ein Mund mehr zu füttern."

"Ja, ich weiss wohl," sagte der Mann mit dem grossen Buche. "Aber bah! darauf kommt's nicht an, wenn man nur gesund ist."

Sein ehrliches Gesicht strahlte, während er fortfuhr:

"Ich habe eine kleine Tochter, Marie, ein holdes Geschöpf, wahrlich. Sie ist nicht grösser wie für zwei Heller Butter, aber das Glück, das sie mir bereitet, ist hunderttausend Franken wert. O, ich bin sehr glücklich! Ein Kind, siehst du, Louis, ist die Freude des Hauses."

Fortsetzung auf Seite 6.

Libertas.

Erscheint alle vierzehn Tage. Preis, Ein Dollar das Jahr; einzelne Nummern, 5 Cents.

BENJ. R. TUCKER, REDAKTEUR UND HERAUSGEBER.
GEORG SCHUMM, EMMA HELLER SCHUMM, } MITREDAKTEURE.

Verlagsdruckerei: 18 P. O. Square.
Postamtsadresse: LIBERTAS, P. O. Box No. 3366, Boston, Mass.

Entered as Second Class Mail Matter.

BOSTON, MASS., den 5. MAY 1888.

"Durch Abschaffung der Rente und des Zinses, dieser letzten Spuren althergebrachter Sklaverei, beseitigt die Revolution mit Einem Schlag das Schwert des Henkers, das Siegel des Magistrats, den Knüppel des Polizisten, das Mass des Acciseneinnehmers, das Radirmesser des Gerichtsschreibers, alle jene Insignien der Politik, welche die junge Freiheit unter ihren Tritten zermalmt."—PROUDHON.

☞ Die Veröffentlichung im editoriellen Teil von Artikeln über andern Unterschriften als die Initialen der Redaktion, bezeichnet, dass die Redaktion der Hauptsache und dem allgemeinen Tone nach dieselben billigt, obgleich sie sich nicht für jede Wendung und jedes Wort verantwortlich hält. Aber die Veröffentlichung von Artikeln von denselben oder andern Verfassern in andern Teilen des Blattes zeigt keineswegs an, dass sie dieselben in irgend einer Beziehung missbilligt, da solche Anordnung grossenteils Bequemlichkeitsrücksichten unterliegt.

Die Wirkung der Gewalt im Finanzwesen.

Das Verhalten des Senators Reagan von Texas in der Prohibitionsfrage hat gezeigt, dass er nichts weniger als ein zuverlässiger Verfechter der Freiheit ist, aber nichtsdestoweniger legte er eine angemessene Rücksicht für die Freiheit an den Tag und bekundete einen hohen Grad von finanzieller Einsicht, als er unlängst in einer im Senat stattgehabten Debatte der Idee des "Legal Tender" Papiergelds opponirte und erkärte, dass wenn noch mehr Tresorscheine ausgegeben werden müssten, sie nicht als "Legal Tender" für Privatschulden, sondern als Zahlungsmittel für alle Steuern und öffentlichen Gebühren gelten sollten. Der Fort Worther "Southwest" jedoch, der an ein ausschliessliches "Legal Tender"-Geld glaubt, bediente sich sehr harter Ausdrücke gegen Senator Reagan und vergleicht was er als dessen einseitigen "Legal Tender"-Entwurf bezeichnet, — d. h. ein Entwurf für "Legal Tender" für die Regierung, aber nicht für Individuen, — mit jenem andern "Legal Tender-" Entwurf, demzufolge die ursprünglichen Tresorscheine ausgegeben wurden, — d. h. ein "Legal Tender-" Entwurf für Individuen, aber nicht für die Regierung betreffs der Einfuhrsteuern.

Dass die Tresorscheine unter letzterm Entwurf eine Entwertung erlitten, bezweifelt heute Niemand mehr, und der "Southwest" folgert, dass, da beide Entwürfe einseitige "Legal Tender"-Entwürfe seien, unter ersterm ausgegebene Scheine gleichfalls entwerten würden: eine Folgerung, welche zeigt, wie gefährlich es ist, eine Analogie anzunehmen, ohne sie vorher zu prüfen. In der Vergleichung zweier Dinge ist es von Wichtigkeit, zu bestimmen, nicht allein in welchen Beziehungen sie sich gleich sind, sondern auch in welchen Beziehungen sie sich von einander unterscheiden. Diese beiden Entwürfe sind sich ohne Zweifel darin gleich, dass beide ein einseitiges "Legal Tender"-Geld beschaffen; doch eine etwas genauere Untersuchung wird einen wesentlichen Unterschied zwischen ihnen an den Tag legen, keinen geringeren Unterschied, in der Tat, als derjenige, welcher zwischen einem Scheinaussteller besteht, der bereit ist, seine eigenen Scheine entgegenzunehmen, und einem Andern, der nicht bereit ist, das zu tun, sondern vielmehr entschlossen ist, Andere zur Entgegennahme seiner Scheine zu zwingen.

Um nicht zu viel von der Abstraktionsfähigkeit des "Southwest" zu verlangen, werde ich die anzuwendende Illustration ein wenig konkreter machen, indem ich an Stelle der Regierung John Smith setze. Nehmen wir an, dass John Smith Scheine ausstellt und in Umlauf setzt und dann, seinem Nachbar John Brown eine Pistole vor den Kopf haltend, zu ihm sagt: "Wenn Dir meine Scheine als Zahlung für eine Dir zu entrichtende Schuld angeboten werden, musst du sie entgegennehmen; wenn Du Dich weigerst, wirst Du mit dem Leben dafür büssen müssen; doch, was mich anbetrifft, zeige ich hiermit Dir und der Welt an, dass ich diese Scheine nicht als Zahlung für an mich zu entrichtende Schulden entgegennehmen werde." Der "Southwest" wird keine Schwierigkeiten haben, einzusehen, dass John Smiths Scheine, unter solchen Umständen ausgegeben, rasch entwerten würden. In Wirklichkeit sieht er, dass dies in einem dementsprechenden Falle tatsächlich zutraf, wo John Brown, der Bürger, von John Smith, der Regierung, gezwungen wurde, die Scheine anzunehmen, welche letzterer ausgab, aber sich weigerte, als Zahlungsmittel für Einfuhrsteuern selber zu acceptiren.

Doch nehmen wir an, John Smith hätte seinem Nachbar John Brown gegenüber ein anderes Verfahren befolgt. Angenommen, nachdem er seine Scheine in Umlauf gesetzt, hätte er zu Brown gesagt: "Wenn Dir meine Scheine als Zahlung für an Dich zu entrichtende Schulden angeboten werden, steht es Dir frei, sie entgegenzunehmen oder zu verweigern, wie es Dir am besten dünkt; aber ich zeige Dir und der Welt hiermit an, dass ich diese Scheine unverzüglich zu ihrem vollen Betrage für irgendwelche mir zu entrichtende Schulden entgegennehmen werde." Glaubt der "Southwest," dass ein solches Verfahren seitens John Smiths eine Entwertung seiner Scheine zur Folge gehabt haben würde? Glaubt er nicht vielmehr, dass John Smiths Bereitwilligkeit, das Schicksal seiner Scheine ihrer eigenen Güte zu überlassen, in Brown und Anderen ein grösseres Gefühl des Zutrauens erweckt haben würde als sie jemals hätten fassen können, wenn Smith, selbst wenn er bereit gewesen wäre (was er nicht war), seine Scheine selbst entgegenzunehmen, den Versuch gemacht hätte, sie And[illegible] aufzuzwingen? Es scheint mir, dass "Southwest" vernünftigerweise eine bejahende Antwort geben muss.

Doch diese Antwort wäre gleichbedeutend mit dem Zugeständniss, dass Senator Reagans einseitiges "Legal Tender" nicht nur von dem einseitigen "Legal Tender" der ursprünglichen Greenbackgesetzgebung sehr verschieden und demselben weit überlegen ist, sondern dass ihm auch vor dem vollständigen "Legal Tender," den "Southwest" befürwortet, der Vorzug gegeben werden muss. Wie leicht hätte mein texanischer Zeitgenosse dieses Dilemma vermeiden können durch Zuhülfenahme seiner Unterscheidungsgabe.

T.

Eduard Schrœter.

Immer mehr lichten sich die Reihen Derer, die den Freiheitsdrang, der vor nun etwa einem halben Jahrhundert sich in Deutschland allenthalben zu regen begann, aus eigener Anschauung kannten. Und wie wenige sind noch übrig geblieben, die an der damaligen Bewegung aktiven Anteil genommen und deren späteres Leben das Versprechen hielt, das die Jugend voll glühender Freiheitsliebe gegeben hatte? Einer der bewährtesten dieser Helden war Eduard Schrœter. Auch er ist nicht mehr. Er starb am 22. April, im Alter von 77 Jahren, in dem kleinen, stillen Landstädtchen am Wisconsinfluss, in Sauk City, wo er die letzten fünfunddreissig Jahre seines Lebens im Verborgenen verlebte, von wo aus aber, bis zu den Jahren, wo Krankheit und Körperschwäche auch seine Geisteskraft gebrochen hatten, das Echo seiner Stimme zu allen in den Vereinigten Staaten wohnenden freisinnigen Deutschen drang.

Einer der bedeutendsten Exponenten der freireligiösen Agitation in Deutschland, die in der freien Gemeinde zur Blüte kam, wurde er von der 48er Revolution nach Amerika verschlagen, wo er jedenfalls der begeistertste und unermüdlichste Kämpfer dieser Bewegung wurde.

Als er 1850 als Exilirter, und ehedem Sprecher der freien Gemeinde zu Worms, in New York landete, gründete er sofort eine freie Gemeinde daselbst und bald darauf in noch anderen östlichen Städten. Im nächsten Jahre erhielt er einen Ruf nach Milwaukee zwecks Gründung einer Gemeinde, deren Sprecher er sein sollte. Auf der Reise dorthin liess er in allen grösseren Städten, die er berührte, Spuren seiner Gegenwart zurück in der Form freier Gemeinden, wovon aber die meisten, in Ermanglung eines Sprechers, bald wieder eingingen.

In Milwaukee entwickelte er für die Sache, der er sich nun einmal mit Leib und Seele ergeben hatte, eine unermüdliche Tätigkeit. Nicht nur lag er seinen Sprecherpflichten ob, er gründete auch den "Humanist," als Organ der freien Gemeinden, dem er als Redakteur vorstand, und bereiste den Staat Wisconsin als Reiseredner und Organisator und gründete in diesem Staat allein dreissig freie Gemeinden.

Nachdem aus dieser Riesenarbeit bedenkliche Folgen für seine Gesundheit erwachsen waren, siedelte er in die Landeinsamkeit Sauk Citys als Sprecher der von ihm daselbst gegründeten Gemeinde über. Dort gelangte sein bewegtes Leben, äusserlich wenigstens, zur Ruhe. Dass es an innern Kämpfen und Stürmen nicht fehlte, dafür sorgte seine rastlose, feurige Natur.

Eine feurige Natur seltenster Art war Schrœter in der Tat. Mit unermüdlicher Energie begabt und mit unerschütterlichem Vertrauen in den endlichen Sieg der guten Sache, konnte keine noch so bittere Enttäuschung ihn dauernd entmutigen. Bei jedem auch nur geringen Erfolg seiner teuren Ideale flammte sein Auge in neuerwachter Hoffnungsfreudigkeit auf und diese Jugendlichkeit des Fühlens bewahrte er sich bis in's hohe Alter, bis der Tod ihn abrief.

In manche junge Seele fiel zündend ein Funke dieses Feuers, wie denn auch der Jugendunterricht, der einen bedeutenden Teil von Schrœters Wirken in Sauk City bildete, zu den segensreichsten seiner späteren Leistungen gehörte. Auch uns, den Mitredakteuren von Libertas, war das Glück bescheert, zu seinen Schülern zu gehören und zwar zu einer Zeit, da Gesundheit und Manneskraft seinen Geist noch in voller Frische auf uns einwirken liessen. Später, freilich, als immer fühlbarer werdendes Alter und Krankheit, Körper- und Geisteskraft gebrochen hatten, verloren auch diese einst so schönen Stunden ihre Wirkung, und eine jüngere Generation, die nach uns auf denselben Bänken sass, blieb unberührt von dem Zauber dieses wirklich ungewöhnlichen Charakters, und mancher Funke, der schon verheissend zu glimmen begonnen hatte, erlosch wieder.

Schrœters Verdienst liegt nicht in seinen intellektuellen Errungenschaften. Er war kein Denker, sondern ein Enthusiast und ein Charakter. Das erklärt zugleich seinen Erfolg wie seinen Misserfolg. Das Feuer seiner Begeisterung, seine unerschütterliche Hingebung an seine Ideale, seine edle Männlichkeit und Gesinnungstreue übten einen gewaltigen Einfluss auf seine Zuhörer aus, sie machten ihn zum ausgezeichneten Agitator und Organisator; aber sein verhältnissmässig unwissenschaftlicher Geist, dem die Schärfe und die Ruhe des wahrhaft tiefen, systematischen Denkers und Gelehrten abging, machten ihn zum Lehrer des reiferen, fortgeschritteneren Teiles seiner Gemeinde auf die Dauer untauglich. Sie fühlten schliesslich, dass ihrem Geiste keine neue Nahrung mehr zugeführt wurde und die fortdauernde Exaltation, die zuerst mit fortgerissen hatte, ermüdete endlich. Er hätte auf einem grösseren, mehr dem Wechsel unterworfenen Gebiete, ungleich Grösseres geleistet, als ihm das auf dem engen Felde und der immer gleichen Zuhörerschaft Sauk Citys möglich war.

In einer, sich immer mehr der kalten Berechnung zuneigenden Zeit, wie der unsrigen, in der eine radikale Rekonstruktion der Gesellschaft zur immer grösseren Notwendigkeit wird, und die nur durch eine immer wachsende, lebenswarme Begeisterung für ein hohes Ideal vor sich gehen kann, tun uns Männer vom Schlage Schrœters schmerzlich Not. An einer klaren Erkenntniss der Prinzipien, auf Grund derer eine solche Rekonstruktion stattfinden muss, fehlt es unter denkenden Menschen nicht mehr so sehr wie an feurigen Aposteln dieser Prinzipien, wie Schrœter einer hätte sein können.

Unter all den traurigen Erfahrungen, die das Schicksal ihm nicht ersparte, war auch diese, dass er seinen eigenen Verfall, nicht nur körperlichen, sondern auch geistigen, mit klarer Erkenntniss desselben, erleben musste. Wie ein Trauerflor lag dieses Bewusstsein über den letzten Jahren seines Lebens, so tapfer er auch dagegen ankämpfte, und oft klagte er uns in tiefster Niedergeschlagenheit sein Leid. Das Allerschmerzlichste aber war, dass man, ob dieses Verfalls und anderer begleitenden Umstände, in seiner nächsten Umgebung seine früheren Verdienste fast vergessen konnte. Er wurde das zum grössten Teil unschuldige

Opfer eines kleinstädtischen Parteienstreites, den hier zu erwähnen ich mich durch den Umstand berechtigt fühle, dass derselbe bereits in weiteren Kreisen Verbreitung gefunden. Die Motive, die mich leiten, sind einfach, das Andenken Schrœters von allen kleinlichen, den Blick trübenden Nebenumständen zu reinigen. Wer ihn persönlich kannte und ihn mit unparteiischen Augen auf den Grund seines, mit so vielen der vorzüglichsten Eigenschaften ausgestatteten, für alles Wahre, Gute und Schöne stets erglühenden Herzens geschaut hat, wird seiner stets in Liebe und Verehrung gedenken, und dem wird es auch klar sein, dass eine solche Persönlichkeit nicht ohne Einfluss auf engere und weitere Kreise bleiben konnte. Wer kann es sagen, in wie vielen Köpfen seine edle Begeisterung nicht ein dauerndes Interesse für die höheren, idealeren Angelegenheiten der Menschen erweckt hat? Und auf zwei seiner Schüler wenigstens hat er noch tiefer eingewirkt. Auf sie war sein Einfluss geradezu bestimmend, in so fern überhaupt ein Geist dem andern eine Richtung für's Leben geben kann.

Nachfolger in dem Sinne, in dem er selber sie sich wünschte, hat er keine. Es schmerzte ihn tief, dass keines seiner liebsten Schüler sich das freigemeindliche Sprechertum zum Beruf erkoren hatte. Da er selbst niemals die Freiheit im einseitigen, religiösen Sinne auffasste und es stets als eine der Aufgaben der freien Gemeinden betonte, auch für politische und soziale Freiheit einzustehen, konnte er es nicht verstehen, dass der moderne Freiheitskämpfer sein Feld der Nützlichkeit nicht mehr innerhalb der freien Gemeinde finden könne, dass sich derselbe vielmehr sein Saatfeld auf einem andern Boden erst urbar machen müsse.

Unsere Hoffnungen sind allerdings auch auf eine freie Gemeinde gerichtet, die wir aber nur anzustreben uns vorläufig begnügen müssen, da ihre Verwirklichung noch in der fernen Zukunft liegt. Diese freie Gemeinde wird nicht nur ohne die Kirche und ihre Gesetze, sondern auch ohne den Staat und seine Gesetze bestehen.

Schrœter war, trotz seiner glühenden Freiheitsliebe, die Freiheit in dem Sinne, in dem wir sie auffassen, noch fremd. Weit entfernt jedoch, schlechthin als Utopie zu verdammen, was er nicht verstand, erkannte er vielmehr, dass die neue Anschauungsweise ein gründliches Studium verlange, das zu machen es für ihn zu spät war. Als ich vor wenigen Monaten, bei Gelegenheit meines Abschieds vom Westen, auch von ihm Abschied nahm, wohl fühlend, dass es das letzte Mal war, dass ich einen Kuss auf seine Lippen drücken würde, sagte er mir im Tone trauriger Resignation: “Ich verstehe den Anarchismus nicht, und meine Geisteskraft reicht nicht mehr aus, denselben gründlich zu untersuchen. Ich bin eine Ruine, ich kann nicht mehr denken.” So herzergreifend traurig dieses Geständniss war, so war es mir doch ein wohltuendes Zeichen seiner intellektuellen Vorurteilslosigkeit. Mancher schon in verhältnissmässiger Jugend verknöcherte Geist dürfte sich davor beschämt fühlen.

So ruhe denn im Nirwana, lieber alter Lehrer und Freund. Die Zeit wird die Erinnerung an Dich verklären, Deine Schwächen werden vergessen werden und die herrlichen, grossen Eigenschaften, die Dich lebend zum würdigen Vorbild machten, werden auch nach Deinem Tode ihren Einfluss nicht verlieren.

E. H. S.

Was ist Anarchismus?

Ein Freund aus Milwaukee schreibt mir, dass er die erste Nummer von Libertas bis auf den Roman durchgelesen habe, ohne jedoch daraus entnommen zu haben, was wir unter Anarchismus verstehen. Das wirft nun ein zweifelhaftes Licht entweder auf die Schreibkunst der Redakteure und Mitarbeiter dieses Blattes oder auf die Auffassungsgabe meines Freundes. Tatsache ist, dass wir bestrebt waren, gleich in der ersten Nummer den Anarchismus als die Sache, die wir vertreten, genau zu definiren. Natürlich konnten wir nicht hoffen, dass uns nach allen Seiten hin ein volles Verständniss zu Teil werden würde, doch hatten wir bei dem intelligenten Leser auf einen kleinen Erfolg nach dieser Richtung gerechnet. Jedoch, was nicht ist, kann noch werden, und was dem ersten Wurfe nicht gelang, mag späteren Würfen gelingen.

Der leitende Grundsatz, von dem der Anarchismus ausgeht, ist die Selbstherrlichkeit des Individuums. In der Verwirklichung dieses Grundsatzes wird schliesslich alle Kultur gipfeln müssen. Schon Kant stellte diesen Grundsatz auf, als er in seiner Grundlegung zur Sittenlehre ausführte, man könne und dürfe sich in der Welt Alles in seinen Dienst stellen und zu eignem Vorteil ausbeuten, mit einziger Ausnahme des Menschen. Der Mensch ist sich Selbstzweck. Unter den Amerikanern hat Josiah Warren den Grundsatz von der Selbstherrlichkeit des Individuums, — “the Sovereignty of the Individual,” wie er sich ausdrückt, — am tiefsten begründet, und in seiner diesbezüglichen Arbeit den Nachweiss geführt, dass die allgemeine Anerkennung dieses Grundsatzes die unerlässliche Bedingung für den Frieden und das Wohlergehen der menschlichen Gesellschaft bilde. Ich glaube, mein Freund wird mir beipflichten, dass so lange das Individuum sein eigenes Tun und Lassen nicht selber bestimmen kann, sondern einem fremden Willen unterworfen ist, offenbare sich dieser nun durch einen andren Menschen, durch die Familie, durch die Kirche oder durch den Staat, dasselbe seine volle Statur noch nicht erlangt hat. Die volle Statur aber zu erlangen, ist der von der Natur in jedes Individuum gelegte Trieb. Eher gibt es für dasselbe weder Frieden noch Glück. Aus demselben Grunde werden sich die Vergewaltiger des Individuums stets gegen eine Empörung seitens desselben vorsehen müssen, denn die Natur fordert schliesslich immer ihr Recht. Auch für die Vergewaltiger des Individuums, mögen sie sich auf noch so grosse äussere Machtmittel stützen, gibt es daher weder Frieden noch Glück, bis sie dessen Selbstherrlichkeit anerkennen und achten lernen. Frieden und Glück aber ist das Ziel aller Lebewesen. Auf Grund solcher Anschauung postulirt der Anarchismus die Selbstherrlichkeit des Individuums.

Aus diesem obersten Grundsatz des Anarchismus folgen seine praktischen Forderungen von selber.

Damit der Mensch seine selbstherrliche Stellung innerhalb der Grenzen, die ihm die Natur gesteckt hat, behaupten könne, müssen ihm die natürlichen Hülfsquellen des Lebens zur freien Benutzung offen stehen. Das Recht der Existenz, das man nicht bestreiten wird, schliesst in sich das Recht an die Mittel zur Existenz. Wo dem Individuum die natürlichen Existenzmittel vorenthalten sind, kann von einer Betätigung seiner Selbstherrlichkeit schlechterdings nicht die Rede sein. Es steht da unter der Herrschaft Derjenigen, welche die natürlichen Existenzmittel in ihrer Gewalt haben. Der Anarchismus verurteilt daher notwendigerweise das Grund- und Bodenmonopol wie auch alle jene Privilegien, welche dem Individuum den Tribut des Zinses und des Profits auferlegen und dasselbe nicht in den Besitz des vollen Ertrags seiner Arbeit kommen lassen. Der hauptsächliche Grund, warum die Arbeit, die doch alle Werte erzeugt, selbst nie Werte besitzt über das Mass hinaus, welches das nackte Leben benötigt, liegt in der Privilegienherrschaft, verkörpert im Staat. Darin ist auch ausschliesslich die Erklärung der Tatsache zu suchen, warum Millionen von Arbeitern beschäftigungslos das Land durchstreifen, um Arbeit bettelnd. Wo den Menschen einesteils die Gelegenheit zur Arbeit abgeschnitten ist, und wo ihnen andernteils der Hauptertrag ihrer Arbeit gesetzlich abgenommen wird, da können sie nicht ihre volle Statur erlangen, da bleiben sie körperliche und geistige Krüppel, da gibt es für sie weder Frieden noch Glück, und da ruht die Gesellschaft auf einem Vulkan.

Auf dem Grundsatz von der Selbstherrlichkeit des Individuums fussend, verlangt der Anarchismus folgerichtigerweise die Abschaffung der Privilegien- oder Monopolherrschaft, d. h. des Staats. Damit das Individuum von dem Tribut des Zinses befreit werde, fordert er die Freiheit des Kredits; d. h. er fordert, dass die Beschaffung des den Waarenaustausch vermittelnden Geldes der freien Konkurrenz anheimgestellt werde, wie andere Geschäfte. Er verlangt, dass Gold und Silber demokratisirt und allen andern Wertgegenständen gleichgestellt werden. Kann man die Fähigkeit der Privatinitiative, im Zustande der Freiheit ein unverzinsliches Waarenaustauschmittel zu beschaffen, ernstlich in Frage stellen? Wenn so, warum ist dann der Versuch dazu gesetzlich untersagt? Damit das Individuum von dem Tribut der Bodenrente befreit werde, die es selbst in unserem verhältnissmässig jungen Lande bereits zu erdrücken droht, verwirft der Anarchismus den heutigen Privatgrundbesitz und anerkennt als alleinigen Besitztitel auf Grund und Boden persönliche Okkupation und Benutzung. Hieraus geht auch schon hervor, wie ich hier einschalte, dass der Anarchismus die Landreform nicht in der Weise von Henry George anstrebt. Jener würde den Bearbeiter des Landes im Besitze seines vollen Ertrags belassen, während dieser im Namen des Staats eine Steuer zum Betrage der ökonomischen Rente von ihm erheben würde. Und damit das Individuum von dem Tribut des Profits befreit werde, fordert der Anarchismus einen freien Markt. Im freien Markt wird es zum Austausch von Aequivalenten kommen, wobei der Profit wegfällt und die Arbeit in den Besitz ihres Ertrags gelangt.

Kreditfreiheit, freies Land und Handelsfreiheit bedingen die Abschaffung des historischen Staats und haben im Gefolge die Verwirklichung der Selbstherrlichkeit des Individuums.

Das ist aber, in grossen Umrissen, Anarchismus.

G. S.

Herr Boppe macht in einer der jüngsten Nummern des “Freidenker” darauf aufmerksam, wie gewissenlose Politikanten und Drahtzieher es verstehen, selbst die Turnvereine in den Dienst ihrer unlautern Zwecke zu stellen. Das ist nun eine Beobachtung, die man täglich in den Turnvereinen wie in zahllosen anderen Vereinen machen kann. Wie nobel auch die Zwecke und Ziele seien, deren Verfolgung ein Verein sich zur Aufgabe gestellt hat, es liegt stets die Gefahr vor, dass die Mitglieder dieselben aus dem Auge verlieren und der Verein unter die Kontrole einzelner selbstsüchtiger Streber fällt zur Förderung rein persönlicher Interessen auf Unkosten der Gesammtheit. Und diese Gefahr liegt vor trotz der Tatsache, dass sich die Mitglieder gegen alle möglichen Missbräuche verhältnissmässig leicht schützen und, wenn es ja zu arg wird, wenn der Verein von der Förderung seines ursprünglichen Zweckes gänzlich abgelenkt wird, aus demselben austreten und sich auf diese Weise den etwaigen üblen Folgen der Misswirtschaft entziehen können. Wenn so Etwas am grünen Holz geschieht, was will da erst am dürren werden? Wenn grosse Missbräuche in der Geschichte freiwilliger Vereinigungen, gegen die man prinzipiell nichts einwenden kann, vorkommen, in Vereinigungen, welche nur ein kleines Interessengebiet berühren, was für Missbräuche müssen da erst in der Geschichte des Staats entstehen, dieser grossen Vereinigung, die nicht auf einem freien Uebereinkommen beruht, deren Leben und Weben der Einzelne nicht leicht überschauen kann, welche über ein ungeheures Interessengebiet waltet, und aus der man im Notfalle nicht austreten kann, um sich den Folgen der Misswirtschaft zu entziehen? Die daneben einhergehende Korruption entspricht denn auch ganz der Machtstellung und dem Umfang des Staats. Aber Herr Boppe besteht trotz allem Anschauungsunterricht, den ihm die Turnvereine wie die Geschichte des Staats bieten, steif und fest auf der Staatsidee und will es nicht einsehen, dass die herrschenden grossen Uebelstände nur mit dem Staat selber beseitigt werden können.

Die “American Idea” ist erstaunt darüber, dass ich sie als anarchistisch hinstelle, weisst jedoch den Namen nicht zurück. Sie wiederholt einfach ihre politischen Ansichten und sagt, dass wenn diese Ansichten anarchistische seien, sie auf einer anarchistischen Platform stehe. Diese Ansichten, kurz zusammengefasst, sind, dass es keine Regierung geben solle ausser für diejenigen, die sich nicht selbst regieren können oder wollen; in andern Worten, dass die einzige Funktion der Regierung die sei, irrsinnige Personen und Verbrecher in Schranken zu halten. Ich will es hier nicht besprechen, ob Regierung der geeignete Name für diese Funktion ist, ich will nur der “American Idea” die eine Frage vorlegen: Sollten die Kosten für eine solche Einschränkung durch eine Zwangssteuer bestritten werden oder durch freiwillige Beiträge? Die Antwort auf diese Frage wird entscheiden, ob ich dazu berechtigt war, meinen Zeitgenossen aus Missouri als einen neuen anarchistischen Verbündeten zu begrüssen.

Fortsetzung von Seite 3.

"Oder sein Schmerz," meinte der Andere kopfschüttelnd.

"Ja, aber wenn man Mut hat und Gesundheit und Arbeit" . . . .

"Dann hat man Alles, du hast Recht, Jacques. Das wollte ich auch sagen."

"Und nun geh' nur. Ich will dich nicht länger aufhalten. Guten Abend, Dupont."

"Gute Nacht, Didier."

So gingen sie auseinander, Jeder seinen Weg.

Derjenige, den sein Kamerad soeben Jacques Didier genannt hatte, setzte, getrennt von dem Andern, seinen Marsch fort und lenkte seine Schritte in der Richtung der Laterne vor der Weinschenke.

Er ging schnell, indem er des vollbrachten Tagewerks, der erfüllten Pflicht, des für die Familie erworbenen Brodes, der Ruhe beim bescheidenen Heerde, seiner jungen Frau und der kleinen Marie gedachte.

Plötzlich, als er die Weinschenke im Winkel des Quais erreicht hatte, trat eine drohende Gestalt aus dem Schatten der Mauer und eine schreckliche Stimme unterbrach die Stille der Nacht mit den Worten:

"Es ist vollbracht! Blut . . . . Geld!"

Jacques Didier stand mit einem Angstschrei still:

"Hülfe! Hülfe!"

Er hatte einen betäubenden Schlag erhalten. Das Blut spritzte aus einer kleinen, aber tiefen Oeffnung in seiner Schläfe.

Zu Tode verwundet, taumelte er einen Augenblick; seine ausgestreckten Hände schienen einen rettenden Anhalt zu suchen und griffen die leere Luft: dann versagten ihm die Füsse und entwurzelt fiel er gleich einem Baume in seiner ganzen Länge zur Erde.

Garousse, bestürzt aber entschlossen, warf seinen Haken von sich und stürzte sich mit einem Sprung auf sein Opfer, wie ein Geier auf seine Beute.

Didier machte einen letzten Widerstandsversuch. Mit seinen entkräfteten Armen hielt er den kostbaren Geldsack umschlungen, wie ein treuer Hund bis zum Letzten die Habe seines Herrn verteidigend, und gab noch im Todeskampf ein Zeichen seiner Energie und seiner Ehrenhaftigkeit.

Der Mörder musste seine ganze Kraft daran wenden, um den unglücklichen Didier zu plündern. Der Tod kam dem Verbrechen zu Hülfe gegen die Pflicht, welche noch immer die begehrten Einnahmen verteidigte. Endlich liess der Mann der Pflicht mit einem kläglichen Seufzer den Preis los.

Mit seinem Fusse auf der Geldtasche, fasste Garousse nun das Notizbuch, das mit der Kette in einem Knopfloch der Uniform befestigt war und versuchte, es herauszureissen.

In diesem Augenblick schlug der Schall eiliger Schritte an sein Ohr. Erschrokken liess er die Kette fahren, die seiner Kraft widerstanden hatte, und um schnell fertig zu werden, kramte er in dem mit Banknoten vollgestopften Buche und schob mit vollen Händen die Bündel in die Taschen. Dann, als seine schändliche Arbeit getan war und er im Begriffe stand, die Flucht zu ergreifen, kam Jean, den das Geschrei zurückgerufen hatte, mit unsicheren Schritten und schreiend herbei gelaufen.

"Holla! Was ist da los?"

Und seinen Sack von sich werfend, um schneller springen zu können, warf er sich auf Garousse, als er eben die Geldtasche aufhob.

"Mörder! Räuber! Falscher Bruder! So das Gewerbe zu entehren! Zu Hülfe! Halt!"

Garousse suchte sich aus den Armen Jeans zu befreien.

"Willst du schweigen, Kanaille?" sagte er tonlos, während Jean ihn anschrie wie ein Hund einen Wolf.

Ein kurzer Kampf entstand zwischen ihnen, nahe bei dem leblosen Körper des Kassendieners.

Der Schuldige sah, dass er verloren sein würde, wenn der Kampf andauerte. Er machte eine verzweifelte Anstrengung. Mit eiserner Hand packte er die Gurgel des Lumpensammlers und warf ihn mit einem unwiderstehlichen Stoss nieder, zur Seite des armen Didier.

"Ah! Brigand!" schrie Jean mit erstickter Stimme. "Solch ein Griff! solch ein Wurf! Ich werd' ihn sobald nicht vergessen."

Garousse hob unbehindert den Geldsack auf. Einen Augenblick betrachtete er die beiden zu seinen Füssen ausgestreckten Männer. Dann an seine mit Banknoten gefüllten Taschen schlagend, brach er in ein diabolisches Gelächter aus.

"Weder feige noch verächtlich," rief er. "Blut und Gold. Nun habe ich, wovon ich leben kann, anständig und reich, und ich werde leben."

Der Sturm hatte seine Wut verdoppelt und übertönte mit seinem ununterbrochenen Getöse das Echo dieses doppelten Kampfes. Die Natur schien nicht mehr gleichgültig gegen diese menschliche Tragödie; die Nacht hatte sich zum Mitschuldigen des Mordes gemacht, eine englische Nacht: Paris hatte sich zum Karneval als London verkleidet. Man konnte keine zehn Schritte vor sich sehen. Der Mörder verschwand als sei er in die Erde versunken. Niemand ausser dem Lumpensammler hatte ihn gesehen oder gehört.

Jean erhob sich schwerfällig.

"Grosser Gott!" wiederholte er. "Solch ein Wurf! solch ein Griff! Ich bin nüchtern dabei geworden."

In der Tat, auf seinem Antlitz hatte ein neuer Ausdruck seiner Bestürzung Platz gemacht. Er war verklärt. Er schien aus dem bestialischen Schlaf der Circe erwacht, zurückgekehrt auf dem Wege nach Damaskus, durch eine Offenbarung verwandelt, unter dem Einfluss einer Vision, einer inneren Stimme, die ihm zurief: "Jean, du bist auch schuldig! Was hast du Jacques getan?" . . . . was die Mystiker und Biblischen ehemals ein himmlisches Wunder nannten, was aber nur das natürliche Aufblühen des Sittlichkeitsgefühls, der Pflicht gegen die Gesellschaft war. In dem Leichnam seines Mitmenschen hatte Jean sein Gewissen wiedergefunden.

Der Lumpensammler, noch betäubt von seinem Fall, erhob sich und nahm seinen Kopf zwischen die Hände, als wolle er die letzten Spuren des Rausches vertreiben.

Eine Stimme, die einem Röcheln glich, so langsam und so schwach war sie, rief ihn in die Wirklichkeit zurück.

"Meine Frau! Mein Kind!"

Jean erblickte wieder den vor ihm ausgestreckten Jacques, der mit einem Ausdruck unaussprechlicher Liebe die Hände faltete und allen seinen Lieben ein letztes Lebewohl zuhauchte.

"O, armer, armer Mann!" murmelte der Lumpensammler in dem bewegten Tone eines guten Samariters. "Seine Familie, er wird sie nie wieder sehen!"

Er bückte sich über den Sterbenden, der mit Blut bedeckt war.

"Seine Frau! sein Kind!" wiederholte er. "Es zerreisst Einem das Herz."

Und seine Bewegung unterdrückend, um den unglücklichen Geldträger zu trösten, sagte er:

"Sei ruhig, irgend eine gute Seele wird sich vielleicht ihrer annehmen. Ich wenigstens werde Alles tun, was ich kann. Dein Name, Freund?"

Und Jacques, mit einer letzten unvollendeten Bewegung, wiess auf das von seinem blauen Rocke hängende Bankbuch.

"Bank Berville — Jacques Didier — Ich hab' es verteidigt — aber — o!" —

Es war vorbei. Der Körper streckte sich und wurde steif, auf immer bewegungslos, leblos. Das Opfer des Grafen Garousse hauchte sein Leben aus im Arme des Lumpensammlers.

Die gemessenen, dröhnenden Tritte einer Patrouille mischten sich mit dem Getöse der Windstösse, die, entfesselt und wutschnaubend, Kamine umwarfen und Dächer abrissen, und schauerlich wirbelten. Es regnete Ziegelsteine, Fensterläden öffneten sich und schlugen wieder zu, knarrten in ihren Angeln und schlugen gegen die Mauern.

In dem Geheul dieses nächtlichen Sturmes konnte Jean die Wache weder sehen noch hören. Er löste das Buch, das in goldenen Lettern die Adresse der Bank Berville und den Namen des Kassendieners, Jacques Didier, trug. Zitternd und aufgeregt, als sei er der Urheber des Verbrechens, durchsuchte Jean das Buch, um zu sehen, ob es wirklich leer war, und steckte es, nachdem er sich versichert hatte, unter seine Blouse.

"Und er hat ihn getödtet, der Schurke," sagte er kopfschüttelnd. "Ein armer Teufel aus dem Volk, wie Unsereiner. Gott, ist es möglich, dass wir so Einer den Andern auffressen sollten? Schlimmer als die Wölfe! Ah! der Kain . . . . das war in der Tat der Mühe wert, ihn am Selbstmord zu verhindern, damit er einen Mord begehen könne! Der Schlechte gerettet auf Kosten des Guten! Es ist meine Schuld."

Aufgebracht gegen sich selbst, schlug er sich heftig auf die Brust. Dann fuhr er fort:

"Das kommt davon, wenn man betrunken ist. Ich hätte den Bandit sich ersäufen lassen sollen, oder ich hätte wenigstens dem Andern beistehen sollen! Ich hätte Arme, Beine und meinen Kopf haben sollen und Augen zum Sehen! Kurz, ich hätte ein Mann, kein Vieh sein sollen. Verfluchter Wein!"

Und seine Arme über der Brust kreuzend, setzte er mit furchtbarer Stimme hinzu:

"Ich habe das Blut eines Mannes getrunken!"

Dann vor dem Leichnam auf die Kniee fallend, entblössten Hauptes, mit der dem Pariser eigenen Ehrfurcht vor dem Tode, streckte er die Hand feierlich aus:

"Ich entsage dem Weine auf immer. Das soll meine Strafe sein. Ja, nicht Einen Tropfen mehr! Ich schwöre es hier bei dem Leichnam dieses Unglücklichen, getödtet durch meine Trunkenheit sowol wie durch den Haken dieses Briganden. Ich bin sein Mitschuldiger."

Immer näher kam die Patrouille.

Fortsetzung folgt.

Die ganze Aufgabe der Civilisation.

[Memoiren einer Idealistin.]

Ich griff abermals zu meinem alten Mittel, zu einem einsamen Spaziergang. Aus den geräuschvollen Strassen der grossen Hauptstadt (Berlin) fort eilte ich einem Orte ausserhalb der Thore zu, den ich allen anderen Spaziergängen der Stadt vorzog. Es war ein kleiner Hügel, auf dem sich eine gartenähnliche Anlage befand, welche die Gräber der 1848 im Kampfe gegen die Soldaten gefallenen Kämpfer für die Freiheit enthielt. Die Demokratie hatte ihnen, zur Zeit ihrer Macht, gleich nach dem Kampf dieses Asyl geweiht, wo sie allein, unter wohlgepflegten Blumen und einfachen Denkmälern schlummerten. Ich setzte mich an einem Grabe nieder, das von Fabrikarbeitern den gefallenen Brüdern errichtet war und dessen Inschrift lautete:

Im Kampfe für des Volkes Freiheit sterben,
Das ist das Testament, nach dem wir erben.

Zu meinen Füssen breitete sich die stolze Hauptstadt mit ihren Palästen, ihrem Luxus, ihrem geistigen Leben und ihren triumphirenden Soldaten in der weiten Ebene aus. Alles war übergossen von den Strahlen der untergehenden Sonne, die in den Nebeln und Dünsten, welche der nordischen Atmosphäre eigen sind, mannichfaltige glänzende Farbenspiele hervorrief. Fernher tönte das Geräusch der volkreichen Stadt, wie das Rauschen des Meers. Um mich her aber, im stillen Garten des Todes, war ein tiefer Friede. Der Gesang der Nachtigall, das Wehen des Abendwinds, der mit den Düften der Gräberblumen spielte, unterbrachen allein die Stille. Ich glaubte mich ganz allein unter diesen Gräbern und betrachtete das Bild vor mir, indem ich die schmerzlichen Betrachtungen weiter verfolgte, welche die soeben erlebte Scene hervorgerufen hatte. Diese Todten, die da um mich ruhten, hatten sie den Preis des vergossenen Blutes erhalten? Hatten sie die Rechtfertigung der Erfolgs gehabt? Und ich, hatte ich die grossmütigen Bestrebungen, für die mein Herz glühte, verwirklichen können? Hatte ich durch Vernunft and Liebe über den Widerstand, den ich antraf, gesiegt?

Sie lagen da unter der Erde, stumm und unmächtig, und ihre überlebenden Brüder waren mehr wie je unter dem Joch, und mussten ihr Lasttierleben weiter führen.

Ich war allein, geschieden von den Meinen, meine höchsten Neigungen galten Todten, meine Arbeit war vernichtet.

Hatten sie denn Unvernünftiges verlangt? Wollten sie sich durch den Ruin Anderer erheben? Nein, sie hatten nur die Arbeit von dem Fluch befreien wollen, den die Tradition auf ihr ruhen lässt, seit er an der Pforte des verlorenen Paradieses ausgesprochen war. Sie hatten freie Institutionen verlangt, um ein freies, starkes, glückliches Volk zu werden.

Und ich, hatte ich jemals gesagt, dass die Familienbande nicht heilig sind, dass die Frau sich emancipiren soll, indem sie die besonderen Pflichten ihres Geschlechts von sich wirft und von dem Manne annimt, was auch bei ihm sehr oft hässlich ist? Ich hatte ja im Gegenteil die Frauen würdiger machen wollen, Frauen und Mütter zu sein, durch die Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten, durch die sie nicht nur die leiblichen Erzeugerinnen, sondern auch die wahren Erzieherinnen und geistigen Bildnerinnen der Jugend werden könnten. Ich hatte gewollt, dass die Frau, anstatt des Mannes Brutalität nachzuahmen, so sehr ihm ebenbürtig werden sollte für die Kulturaufgabe der Menschheit, dass sie auch ihm helfen sollte, sich von allem Schlechten zu befreien.

Weshalb waren wir denn also scheinbar im Unrecht, die Todten und ich? Die Schuld war gewiss nicht unser, sondern unseres gemeinsamen Feindes, des Despotismus im Staate und in der Familie. Ich sah klarer denn je, dass die beiden Despotismen ein und dieselbe Sache sind und aus derselben Quelle fliessen. Es ist die ewige Bevormundung der Individuen wie der Völker: verordneter Glaube, verordnete Pflichten, verordnete Liebe. Statt dessen sollte man dem Individuum sagen: "Wähle dir nach deiner Einsicht deinen Glauben, deine Verpflichtungen, deine Neigung; wir ehren deine Freiheit; ist deine Wahl unwürdig, trage die Folgen; bleibst du ein sittliches Wesen, so werden wir dich lieben trotz der Verschiedenheit unserer Ansichten."

Und den Völkern: "Sprecht frei über EureKlagen, Eure Bedürfnisse; beraten wir uns, ihnen abzuhelfen! wir sind nur da, um Allen gerecht zu werden, um den vernünftigen Willen Aller zu verwirklichen."

Ist es denn so schwer zu begreifen, dass die Freiheit das stärkste Gesetz ist? Die Kinder dazu erziehen, die Völker daran gewöhnen, dies zu begreifen—damit wäre eigentlich die ganze Aufgabe der Civilisation erfüllt. Die Familie und der Staat würden dadurch ihre wahre, beglückende Form finden, während die gewaltsame Autorität ewig die Empörung an ihrer Thüre finden wird.

Freiheit und Herrschaft.

Den Bauern eines gewissen deutschen Ortes wird nachgesagt, dass sie im Jahre 1848 in ihren Forderungen gegen die Regierung sehr extravagant gewesen seien. Als nämlich die Losung ausgegeben wurde: "Pressfreiheit, keine Censur!" da riefen sie: "Nichts da! wir müssen Alles haben, Pressfreiheit *und* Censur!"

Das waren dumme deutsche Bauern, welche der, von Jugend auf in der Ausübung republikanischer Freiheit geübte, Amerikaner nur mitleidig lächelnd über die Achsel ansieht. Dazu hätte nun unser Amerikaner gar keine Ursache; denn über den Begriff der Freiheit ist er noch unwissender, als jene Bauern über die Pressfreiheit waren. So lange es Fortschritt gibt, hiess die Losung desselben: "Freiheit! Nieder mit der Herrschaft!" Der Amerikaner aber sagt: "Nichts da, wir müssen Beides haben, Freiheit *und* Herrschaft!" Er scheint einen gewissen Stolz darein zu setzen, der Welt zu zeigen, dass man auch *ohne* Fürsten den vollen Genuss des Despotismus haben kann. Durch Nichts kann sein republikanischer Unwille mehr angeregt werden, als wenn so ein dummer Grüner sich einbildet, dass er hier Manches tun dürfte, was ihm draussen nicht erlaubt war.

Zur rechtzeitigen Dämpfung solcher unerlaubten Freiheitsgefühle werden dem neuen Ankömmling, noch vor dem Betreten dieses gastlichen Gestades, gründlich die Sachen untersucht. Wenn er so sehen muss, dass sich hier eine hohe Obrigkeit um seine privatesten Privatangelegenheiten (selbst seine Leibwäsche nicht ausgeschlossen) bekümmern darf, werden ihm schon bei Zeiten seine ausländischen Freiheitsbegriffe vergehen. Wer sich nach diesen ersten Vorstudien auch noch eine zeitlang mit der Philosophie des Temperenz- und Sonntagszwanges und ähnlicher schönen Einrichtungen befasst, der wird bald die Pointe der republikanischen Freiheit begriffen haben und kann an der Feier des vierten Juli mit dem vollen Verständniss und der ganzen Begeisterung eines echten Amerikaners teilnehmen.

Es ist nun einmal vorgekommen, dass ein Grüner, welcher diese Art Republikanismus sehr schnell und leicht begriffen hatte, sich überzeugt fühlte, dass man in seiner Heimat doch noch weiter darin sei. Dies veranlasste ihn, geringschätzig auszurufen: Na, det is mer 'ne scheene Republik, nich mal keenen Keenig haben se hier!"

Diese Selbstüberhebung ist aber bei dem gesetz- und ordnungsgläubigen Amerikaner übel angebracht. "Du Grünhorn," ruft er, "bildest Dir wol ein, dass wir Republikaner nicht auch *ohne* König alles Das tun können, was Ihr in Europa ohne einen solchen Herren gar nicht mehr fertig bringen könntet.

"Wir hängen in einem Jahre mehr Menschen, als eins Eurer grössesten Königreiche in zehn Jahren; ja, ausser dem konservativen England und teilweise dem heiligen Russland haben die Uebrigen die gute alte Sitte des Hängens ja schon ganz aufgegeben.

"An Stelle der wenigen Staaten, in welchen bei uns Niemand mehr durch das Gesetz getödtet werden darf, habt Ihr z. B. das ganze Königreich Italien, wo trotz der Existenz eines Königs *auch* kein Todesurteil mehr gefällt werden darf.

"Unser Gerichtsverfahren ist ebenso langwierig, schwerfällig, kostspielig und unzuverlässig für Denjenigen, welcher sein Recht sucht, wie in dem konservativsten Eurer Königreiche.

"Unser Gesetzes- und Aktenstil ist noch schwerfälliger, unverständlicher und mittelalterlich-pedantischer als irgendwo bei Euch.

"Die Prügelstrafe blüht in den civilisirtesten unserer Staaten.

"Der Press- und Redefreiheit können wir mit unseren Gesetzen gegen obscöne Litteratur, gegen Gotteslästerung, gegen Injurien, etc., ebensogut beikommen, wie Ihr mit Eurer Censur. Ja, wenn es uns passt, können wir mittels der Verschwörungstheorie Jemanden wegen seiner Worte und Schriften oder gar seiner Gesinnung an den Galgen hängen.

"Für unsere 'wühlerischen Elemente' ist uns die bei Euch beliebte Ausweisungsmethode lange nicht radikal genug; wir lassen sie gar nicht fort, wenn sie auch wollten, sondern sperren sie in den Kerker oder hängen sie.

"Bei uns darf Jemand auf die geringste Anklage hin ohne Umstände verhaftet werden, und wenn er nicht folgen will, darf der betreffende Beamte irgend welche Gewalt anwenden, ihn selbst erschiessen.

"Eure Könige sind doch immer nur die Regierer von Land und Volk; unsere Vanderbilds, Goulds und Konsorten dagegen sind die wirklichen Eigentümer und könnten, wenn sie es vorteilhaft für sich fänden, das ganze Volk zum Lande hinausjagen.

"Die Sklaverei stand bei uns noch in voller Blüte, als Ihr selbst Eure Leibeigenschaft nicht mehr besasset; und Hexen wurden bei uns wenigstens ebenso lange verbrannt, wie bei Euch.

"Bei Eurer zehnmal so dichten Bevölkerung kann das arme Volk immer noch existiren, während unsere Monopolisten es stellenweise *jetzt* schon dahin gebracht haben, dass sie den Proletariern die Existenzbedingungen ganz nach Belieben abschneiden könnten.

"Für die Weiber unserer Bonanzakönige sind die kostbarsten Diamanten Eurer Fürstinnen nicht zu kostspielig.

"Selbst Euren Militarismus können wir ohne König nachahmen; denn wir haben einen Krieg gehabt, bei welchem mehr Menschen umgebracht und mehr Wohlstand verwüstet wurde, als in Euren blutigsten Feldzügen," etc.

Unter den Fittichen einer solchen republikanischen Freiheit wird sich mancher Einwanderer allerdings in seinen sanguinischen Erwartungen bitter getäuscht sehen, und man kann es den deutschen Landwehrmänner-Vereinen gar nicht so übel nehmen, wenn sie in Königsgeburtstagsfeiern, etc., einer gewissen Sehnsucht nach der alten Fürstenherrlichkeit Ausdruck verleihen. *Das* Gute muss man jenen Herren von Gottes Gnaden mindestens nachrühmen, dass sie ihre Stellung zur Freiheit offen und ehrlich eingestehen. "Dörchleuchting" von Mecklenburg gab strengen Befehl, dass das verderbliche Wort "Freiheit" nicht über seine Grenze gebracht werden dürfe, wie Fritz Reuter in seiner "Urgeschichte von Mecklenburg" erzählt; der "alte Wilhelm" verbat sich den Humbug, die Kriege von 1813 bis '15 "Freiheitskriege" zu nennen, darum wurden sie in "Befreiungskriege" umgetauft; Bismarck sandte dem hiesigen Kongress die Beileidsbeschlüsse über den Tod von Lasker, dem Freiheitskämpfer, wieder zurück.

Diese Handlungsweise lässt die genannten Herren dem Gesetz- und Ordnungsrepublikaner gegenüber immerhin in einem recht vorteilhaften Lichte erscheinen; denn, entweder *ist* die Freiheit das, was Letzterer darunter versteht (und dann wäre die Abneigung gegen sie nur lobenswert), oder sie ist etwas Anderes und Besseres: dann weiss man wenigstens, wie man mit den Herrschaften daran ist.

Die wahre Freiheit kann nun aber nicht der eben geschilderten Vorstellung des Gesetz- und Ordnungsrepublikaners entsprechen; denn die genannten Früchte, welche diese trägt, das sind die Früchte der Herrschaft. Wenn sich aber die Freiheit so gut mit der Herrschaft vertrüge, so würden die Herren von Gottes Gnaden eher eine Vorliebe als eine Abneigung gegen dieselbe an den Tag legen.

Die wahre Freiheit bedingt vielmehr die *Abschaffung* der Herrschaft, und das ist etwas Anderes und Besseres, als die Gesetz- und Ordnungsfreiheit.

Wenn wir zu dieser Einsicht gelangt sind, dann wissen wir, welchen Räubern wir die Freiheit abzuringen und gegen welche Feinde wir sie zu verteidigen haben. Ueber diese Räuber und Feinde schenken uns die Herren von Gottes Gnaden klaren Wein ein, und wenn ihre Niederwerfung auch keine Kleinigkeit ist, so ist mit der klaren Einsicht in die zu überwindenden Hindernisse doch schon der schwierigste Teil der Arbeit getan.

Ungleich gefährlichere und heimtückischere Feinde der Freiheit stehen uns dagegen in dieser Republik gegenüber, wo unter schnödem Missbrauch des Namens der Freiheit ihr Gegenteil, die Herrschaft, gehegt und gepflegt wird, während die aus der Herrschaft erwachsenden Uebel der eigentlichen Freiheit zur Last gelegt werden. So werden wir zu unserm Leidwesen nur zu oft gewahr, dass selbst denkende und ehrlich strebende Menschen die Segnungen der Freiheit durch Erweiterung der Herrschaft zu erlangen suchen, während sie die Uebel der Herrschaft durch Einschränkung der Freiheit zu beseitigen hoffen, und wenn sie mitten in der grössten Lobeshymne auf die Freiheit den präciseren Ausdruck für dieselbe, das Wort "Anarchismus," hören, dann fahren sie erschrocken zusammen und verschliessen in abergläubischer Furcht ihr Ohr gegen alle Vernunftgründe.

Wo wir in der Geschichte den grössesten humanen Fortschritt sehen, da sehen wir auch die grösseste Freiheit; wo aber die grösseste Freiheit erscheint, da ist die geringste Herrschaft. Ich will die Prüfung dieser Behauptung an den Tatsachen der Geschichte dem geneigten Leser überlassen.

Für mich stehen in Betreff der Freiheit zwei Tatsachen fest:

1. Dass wahre Freiheit nicht mit Herrschaft Hand in Hand gehen kann.

2. Dass Ungerechtigkeiten, welche scheinbar der Freiheit zur Last fallen und eine Einschränkung derselben rechtfertigen sollen, nicht der Freiheit, sondern einer *Verletzung* derselben entspringen.

Bezugnehmend auf No. 1 muss man die Freiheit als einen Zustand der Gleichberechtigung Aller definiren. Jede Vergrösserung der Rechte des Einen über diese Grenze hinaus, bedingt eine Verminderung der Rechte Anderer *unter* das Normalmass. Sobald man bei der Definition der Freiheit die Gesammtheit aus dem Auge verliert, kann man jede Tyrannei als Freiheit erklären und ihr jede Gewalttat zur Last legen. Eine absolute Freiheit, wie sie unverständiger und boshafter Weise als das anarchistische Ideal hingestellt wird, ist ein Unding. Absolute Freiheit kann immer nur einseitig sein; denn wenn der Eine Alles tun darf, was er will, so dürfen die Anderen überhaupt Nichts mehr wollen. Absolute Freiheit ist also identisch mit absoluter Herrschaft, welche für die Gesammtheit absoluter *Verlust* der Freiheit bedeutet. Zwischen diesem Extrem und der wahren Freiheit gibt es unzählige Zwischenstufen, in welchen die Herrschaft Einzelner immer einen entsprechenden Verlust an der Freiheit der Gesammtheit nach sich zieht.

Wenn man bedenkt, dass all diese verschiedenen herrschaftlichen Eingriffe in die Freiheit der Gesammtheit *damit* gerechtfertigt und begründet werden, dass sie die Rechte und Freiheiten der Einen gegen Uebergriffe von Seiten Anderer schützen sollen, so erinnert das lebhaft an den berühmten Doktor Eisenbart, welcher die Beine, wenn sie vom Podagra ergriffen sind, abschneidet. Das beseitigt das Podagra gründlich. Schreiber Dieses kannte einen sehr gesunden Mann, welcher sich erhängte aus Furcht, dass er die Schwindsucht bekommen möchte. Zu dieser Kategorie von Heilmitteln gehört auch die Herrschaft, wenn sie als Schutz der Freiheit dienen soll. Wo keine Freiheit übrig gelassen wird, da freilich kann sie auch nicht mehr verletzt werden.

Aber, wer ausser einer herrschenden Macht soll denn darauf sehen, dass von Einzelnen kein Uebergriff in die Rechte und Freiheiten der Gesammtheit ausgeübt werde; die Menschen sind doch sowol in Anbetracht körperlicher Stärke und geistiger Fähigkeiten, wie auch in Betreff ihres Gefühls für Recht und Billigkeit sehr verschieden? Ich muss nun gestehen, dass sich gerade der grösseste Mangel an Gefühl für Recht und Billigkeit bei *Denen* bemerkbar macht, welche nicht müde werden, uns immerfort diese Frage vorzuhalten und damit alle unsere Behauptungen widerlegt zu haben sich einbilden. Sie verlangen von uns, ihnen einen Zustand ganz idealer Vollkommenheit zu zeigen, ehe sie zugeben, dass er der jetzt üblichen Herrschaft vorzuziehen sei. Weil ohne Herrschaft der Eine sein Uebergewicht an körperlicher Kraft oder geistiger Fähigkeit zur Beeinträchtigung der Freiheit des Anderen missbrauchen könnte, darum soll eine Herrschaft unbedingt nötig sein! Ich bin nun weit davon entfernt, zu behaupten, dass ein Zustand ideal gleichmässiger Freiheit (auch ohne Herrschaft) möglich wäre. Die natürlichen Unterschiede der Individuen sind vorhanden; sie werden und müssen sich bemerkbar machen. Ich frage nun aber: Beseitigt etwa die *Herrschaft* diesen Uebelstand; ist sie nicht an und für sich schon eine Beeinträchtigung der Freiheit; sind die durch sie *geschaffenen* Uebelstände kleiner oder grösser, als die, welche bei ihrer Abwesenheit eintreten würden?

Welches sind nun wol die schlimmsten Beispiele, welche uns als die möglichen Folgen der Herrschaftslosigkeit genannt werden, und durch welche die Gesetz- und Ordnungsfreunde die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes beweisen und illustriren wollen? Das sind grausige Räubergeschichten, wie man sie von den "James Brothers," "Williams Brothers," "Younger Brothers," "Billy the Kid," etc., erzählt. Solche Dinge könnten und würden ohne Herrschaft vorkommen, darum ist die Herrschaftslosigkeit ein unmöglicher Gesellschaftszustand. Sonderbar, dass sich Leute mit ihren eigenen Argumenten so blamiren können, ohne es zu merken! Ueberall, wo diese Dinge vorgekommen sind, hat Herrschaft existirt; unter der Herrschaft *konnten* sie nicht nur vorkommen, sondern *sind wirklich* vorgekommen und tun es heute noch; demnach müsste nach dem vorigen Argument die Herrschaft erst *recht* unmöglich sein. Weiter: In den genannten Beispielen waren die Organe der Herrschaft, die Behörden, *nicht* im Stande, das Uebel auszurotten, aber wenn für den besonderen Fall eine Herrschaftslosigkeit improvisirt wurde, wenn die Bürger auf eigene Faust vorangingen, und die Behörden dem Privatunternehmen freien Spielraum liessen, dann war bald der Schlussakt in der Räubergeschichte gespielt. Endlich: wenn die Behörden, nachdem die Arbeit von Anderen getan, wieder die Herrschaft antraten, boten sie den Verbrechern meistenteils Gelegenheit, der verdienten Strafe zu entschlüpfen, wie das Beispiel von Governeur Oglesby und Frank James recht auffallend zeigt.

In diesen Beispielen spricht also Alles *gegen* die Herrschaft und zu *Gunsten* der Freiheit. Die Uebel, welche in der Freiheit vorkommen *könnten*, kommen unter der Herrschaft *wirklich* vor; die Freiheit kann sie erfolgreicher bekämpfen; die Freiheit lässt das Recht nicht so korrumpiren, wie die Herrschaft.

All das Gute, welches die Herrschaft leisten *könnte*, leistet die Freiheit auch; zu vielen Schändlichkeiten aber, welche die Herrschaft immerfort begeht, ist die Freiheit nicht fähig. Im Namen der Herrschaft werden Gewalt- und Mordtaten begangen; die Opfer derselben sind aber zu keinem Widerstand berechtigt; gegen etwaige Rache ihrer Freunde und Anverwandten sind die Uebeltäter geschützt; auch die Schande für die begangenen Verbrechen fällt nicht auf den Verbrecher, sondern auf sein Opfer. So ermöglicht die Herrschaft das Verüben ganz besonders schändlicher Verbrechen und hilft Manchem, den seine natürliche Feigheit vor der gefährlichen Verbrecherlaufbahn bewahrt haben würde, über diese Schwierigkeit hinweg.

Geben wir daher immerhin zu, dass in der herrschaftslosen Gesellschaft Verletzungen der Freiheiten und Rechte vorkommen können und müssen, so haben wir doch begründete Ursache, die Herrschaftslosigkeit, als das kleinere Uebel, der Herrschaft vorzuziehen.

Viele, die Obiges bereits einsehen können, verfehlen aber noch, in der Anhäufung des Besitzes in einzelnen Händen mit der entsprechenden Verarmung der Massen, etwas Anderes, als einen Auswuchs der Freiheit zu erblicken, und dies bringt mich zur Besprechung der weiter oben unter No. 2 angedeuteten Tatsache, dass nämlich Ungerechtigkeiten, welche scheinbar der Freiheit zur Last fallen und eine Einschränkung derselben rechtfertigen sollen, nicht *dieser*, sondern einer Verletzung derselben entspringen.

Die Eisenbahnmonopole, die Landmonopole, die Telegraphenmonopole, die Kohlenmonopole, die Monopole in allen Dingen, welche Menschen zur Existenz bedürfen, sollen entstanden sein, weil der Staat, die Herrschaft, sie nicht eingeschränkt habe. Wäre dem wirklich so, dann sollte man erwarten, dass die Monopolherren die eifrigsten Befürworter der Abschaffung des Staates wären; denn dann würden sie für immer der Sorge überhoben sein, dass es dem Staate je

einfallen könnte, ihnen Beschränkungen ihrer Freiheit aufzulegen. Wir sehen aber, dass diese Herren für den Staat, die Herrschaft, förmlich schwärmen. Wie kommt denn das? Es wird uns so oft mit Pathos entgegengehalten, dass der Staat die Schwachen gegen die Starken schützen muss, und doch zittern die Starken nicht etwa vor dem Staat, sondern vor der Idee, dass derselbe abgeschafft werden könnte. Das erregt den Verdacht, dass der Staat nicht die Schwachen, sondern die Starken beschütze.

Sehen wir uns diese Starken etwas näher an. Die Vanderbilts, Goulds, Fields, etc., mögen immerhin an Intelligenz und Leistungsfähigkeit vor anderen Menschen hervorragen; ist dieser Unterschied aber demjenigen in ihren Besitz- und Machtverhältnissen entsprechend? Nimmermehr! Ein Mensch, und wäre er der talentvollste und tatkräftigste, kann, wenn er nur auf seine persönliche Leistungsfähigkeit angewiesen ist, kein Uebergewicht über Zehntausende und Hunderttausende seiner Mitmenschen erlangen, wie es bei den Genannten doch tatsächlich der Fall ist. Hier ist dem eigenen Uebergewicht noch eine fremde Potenz hinzugefügt, und das ist der Staat, die Herrschaft. Ohne Herrschaft könnten weder die Landlords in Irland, noch die Eisenbahnmagnaten, Kohlenbarone, Landmonopolisten, etc., in Amerika, ihr sogenanntes Eigentum halten und ihre Mitmenschen davon ausschliessen.

So löst also die Herrschaft ihre Aufgabe, den Schwachen gegen den Starken zu schützen. Sie schafft ein Monstrum von Stärke, indem sie auf der einen Seite die uneingeschränkte Freiheit bestehen lässt, und auf der anderen dieselbe so knebelt, dass sie gegen Uebergriffe von Seiten der Ersteren absolut ohnmächtig ist.

Jetzt aber will die Herrschaft gerecht sein, und den Unterschied damit ausgleichen, dass sie die unbeschränkt gelassene Freiheit *auch* ein wenig knebelt, auf dass der damit getriebene Missbrauch nicht zu arg werde. Würde es nicht vernünftiger sein, die Knebel überhaupt fortzunehmen? Dann würden sich nicht so ungleiche Kräfte gegenüberstehen, und der Missbrauch der Freiheit könnte keine so ungeheuerlichen Dimensionen mehr annehmen.

Man hat noch nie gehört, dass durch das ungesetzliche Räuberhandwerk, auch wo es in höchster Blüte steht, eine allgemeine Kalamität über ein grosses und reiches Land gebracht worden wäre. Hierzulande erleben wir es aber alle paar Jahre, dass fünfzig Millionen Menschen eine Erschütterung empfinden, als sollte jedem Einzelnen der Boden unter den Füssen fortgezogen werden. Das ist oft die Tat eines einzigen jener Starken, gegen welche uns die Herrschaft so väterlich beschützt. Die ungesetzlichen Räuber dürfen ein gewisses Mass des Erträglichen nicht überschreiten, sonst rührt sich die Freiheit auf der anderen Seite, und stellt das Gleichgewicht wieder her. Doch da, wo die *Herrschaft* waltet, bleibt diese Freiheit unwirksam, und den geschützten Räuber braucht es erst bange zu werden, nachdem jene Herrschaft umgeworfen ist.

Diese Zustände, wie sie jetzt wirklich existiren, sie sind es, welche uns als die möglichen und wahrscheinlichen, schrecklichen Folgen des Anarchismus geschildert werden; sie kommen von *absoluter* Freiheit, welche aber nur unter absoluter Herrschaft möglich ist. Die wahre Freiheit ist mit Herrschaft unvereinbar, und wenn ihre ideale Form wegen natürlicher Verschiedenheiten der Individuen auch nicht durchführbar ist, so kann durch Herrschaft das Uebel nicht verbessert, sondern nur verschlimmert werden.

PAUL BERWIG.

Das Prinzip vom Kostenpreis.

(COST THE LIMIT OF PRICE.)

Vor einiger Zeit deutete ein Korrespondent in Liberty, bei Gelegenheit einer Kritik, darauf hin, dass das Kostenpreis-Prinzip im Widerspruch stehe zu den fundamentalen Grundsätzen des Anarchismus, und quasi zu vergleichen sei mit dem Kommunismus der sogenannten kommunistischen Anarchisten. Es schien als ob jener Korrespondent das Prinzip vom Kostenpreis also formulirt: "Unter der Aegide des Anarchismus muss — und soll — der Selbstkostenbetrag der Preis für Alles und für Jedermann sein." Ein ganz kleines wenig Marxismus — Gleichwert aller geleisteten Arbeit — hinzugedacht, und wir sind in der Tat nicht weit vom Nivellement des Kommunismus entfernt. Indess für Beides, für jene Formel und den angezogenen Marxischen Blödsinn, müssen wir Anarchisten uns schönstens bedanken. Josiah Warren, der Vater der Idee vom Kostenpreis, sagt diesbezüglich (True Civilization, p. 42): "Ich habe ausdrücklich auf sich ausgleichende Arbeit hingewiesen, weil wir zwischen den verschiedenen Arten Arbeit, die eine mehr unangenehm u. s. w., unterscheiden müssen. Die Idee vom Kostenpreis umfasst und dehnt sich auf diese Unterschiede aus." In demselben Werke, einige Seiten weiter (p. 46), anerkennt Warren selbst die Berechtigung zu einer Entschädigung für Unannehmlichkeiten, welche unter gewissen Umständen aus einem Verkaufe erwachsen. Daneben überlässt Warren die Schätzung und Berechnung der Kosten (Arbeit, Unannehmlichkeit, u. s. w.) dem Uebereinkommen zwischen den betelligten Parteien, die Wertberechnung nach Stunden geleisteter Arbeit allein in staatssozialistischem Sinne damit ausschliessend.

Trotz alledem dürfen wir keine Gelegenheit versäumen, bei Erläuterung unserer Prinzipien auf die wirkliche Bedeutung des Kostenprinzips hinzuweisen und, ähnlich wie Yarros in "Anarchism: Its Aim and Methods" begonnen, die Art der Realisirung und Geltendmachung des Kostenprinzips zu erklären. Auf die Gefahr hin, oft schon Publizirtes zu wiederholen, muss es immer und immer wieder betont werden, dass das Kostenprinzip nichts ist und sein will, als eine praktische gerechte Norm behufs Ausgleichung der geschäftlichen Beziehungen zwischen Individuen, dessen allgemeine Einführung im Laufe der Zeit eben dieser seiner Eigenschaften willen freiwillig erfolgt. Wenn in unserer heutigen korrupten, durch barbarische Prinzipien geleiteten Gesellschaft ein Individuum diesen Barbarismus gar zu offenkundig zu Schau trägt und seinem Mitmenschen das Fell über die Ohren zieht, so verfällt er und sein Geschäft dem Verdammungsurteile der öffentlichen Meinung, wie z. B. gewisse Pfandleiher, Wucherer, Bordellwirtschaften, u. s. w. Es ist dieses im Grunde genommen eine Inkonsequenz in Hinblick auf die heute giltige Maxime vom Wert im Markte, eine Art unbewusster Hinneigung der Menschennatur zum Richtigen. Man duldet diese Gewerbe, aber man verachtet sie. Mit dem Fortschreiten der Menschheit wird es dahin kommen, dass Individuen, welche sich nicht nach dem Kostenprinzip im Verkehr mit ihren Mitmenschen richten, eine ähnliche Stellung wie heute Pfandleiher und Bordellwirte einnehmen.

Es ziemt sich ferner, darauf hinzuweisen, dass die Wirkung des Kostenprinzips und dessen Anwendung einer weitergehenden Untersuchung bedarf.

B.

Bastiat über Regierung.

In Privattransaktionen ist der Einzelne der Richter sowol seiner eigenen Leistungen wie auch derjenigen, die er empfängt. Er kann immer einen Tausch ablehnen und anderswo handeln. Es liegt keine Notwendigkeit für den Austausch von Dienstleistungen vor ausser infolge vorherigen freien Uebereinkommens. Dies gilt nicht vom Staat, namentlich nicht vor der Einführung repräsentativer Regierung. Ob wir seiner Dienste bedürfen oder nicht, seien sie gut oder schlecht, wir müssen sie annehmen wie sie uns geboten werden und den Preis dafür zahlen.

Alle Menschen haben den Hang, ihre eigenen Leistungen zu überschätzen wie diejenigen Anderer zu unterschätzen, und die Privatangelegenheiten würden übel regulirt werden, wenn es nicht irgend ein Wertmass gäbe. In den öffentlichen Angelegenheiten haben wir keine solche Garantie (oder kaum eine). Aber immerhin unterliegt die aus Menschen bestehende Gesellschaft der universellen Tendenz, wie nachdrücklich auch das Gegenteil insinuirt werden mag. Die Regierung möchte uns sehr grosse Dienste erweisen, viel mehr als wir wünschen, und zwingt uns, Das als einen wahren Dienst anzuerkennen, was häufig etwas ganz Verschiedenes ist, und das geschieht zu dem Zweck, um uns Kontributionen abzuverlangen. . . .

Der Staat ist auch dem Malthus'schen Gesetz unterworfen. Er wirtschaftet fortwährend über seine Mittel hinaus, er vermehrt sich im Verhältniss zu seinen Mitteln, und zieht seinen Unterhalt ausschliesslich vom Eigentum des Volks. Wehe dem Volke, welches die Domaine des Staates nicht einzuengen vermag! Freiheit, Privatinitiative, Wohlstand, Wohlfahrt, Unabhängigkeit, Menschenwürde hängen davon ab.

Sollte Jemand die Frage stellen, was für Dienste solche Regierungen wie Assyrien, Babylonien, Egypten, Rom, Persien, die Türkei, China, Russland, England, Spanien und Frankreich dem Volke geleistet haben, und was letzeres dafür hat bezahlen müssen, so würde er über die ungeheure Ungleichheit erstaunen.

Schliesslich erfand man die repräsentative Regierung und aus *à priorischen* Gründen hätte man glauben können, dass die Unordnung wie durch Zauber aufhören würde.

Das Prinzip dieser Regierungen ist folgendes:

"Das Volk selber, durch seine Vertreter, soll über die Natur und den Umfang des öffentlichen Dienstes, sowie über die dafür zu leistende Vergütung entscheiden."

Der Hang, sich das Eigentum Anderer anzueignen, wie der Zug, sein eigenes zu beschützen, kommen so in Berührung. Man könnte annehmen, dass der letztere den erstern beherrschen wird. Ich habe die Ueberzeugung, dass der letztere einst vorherrschen wird, aber wir müssen zugeben, dass das bis jetzt noch nicht geschieht.

Warum nicht? Aus einem sehr einfachen Grund. Die Regierungen haben Geschick. Sie handeln methodisch, folgerichtig, nach einem wohlüberdachten Plan, welcher fortwährend verbessert wird durch die Tradition und Erfahrung. Sie studiren die Menschen und ihre Leidenschaften. Wenn sie z. B. wahrnehmen, dass das Volk mit kriegerischen Instinkten veranlagt ist, dann schüren und entflammen sie diese fatale Neigung. Sie setzen es durch die Diplomatie nach allen Seiten hin Gefahren aus, und dann verlangen sie natürlicherweise Soldaten, Matrosen, Arsenale und Befestigungen. Oft haben sie nur den Trubel, diese Dinge anzunehmen. Dann haben sie Pensionen, Aemter und Ehrenposten zu vergeben. All dies verlangt Geld. Daher Anleihen und Steuern.

Ist das Volk generös, dann macht sich die Regierung anheischig, alle menschlichen Gebrechen zu heilen. Sie verspricht, den Handel zu heben, den Ackerbau zu fördern, das Fabrikwesen zu entwickeln, Künste und Wissenschaften zu ermutigen, das Elend zu verbannen, u. s. w. Alles, was dazu notwendig ist, ist die Schaffung von Aemtern und die Bezahlung von öffentlichen Beamten.

Mit andren Worten, ihre Taktik besteht in der Präsentirung von Dingen als wirkliche Dienste, welche nichts als Hindernisse sind; dann bezahlt das Volk nicht für seine Bedienung, sondern für seine Dienstbarkeit. Regierungen, welche riesige Dimensionen annehmen, absorbiren schliesslich die Hälfte der Einkünfte. Das Volk ist darüber erstaunt, dass während die Zahl wunderbarer arbeitsersparender Maschinen, welche die Produktion ins unendliche zu vermehren bestimmt sind, täglich wächst, es sich immer noch mühselig weiterquälen und so arm wie zuvor bleiben muss.

Das kommt davon, weil die Regierung so grosse Fähigkeiten hat und das Volk so wenige. So wenn es seine Agenten zu wählen hat, diejenigen, welche das Gebiet der Regierungsaufgaben wie die dafür zu leistende Vergütung zu bestimmen haben, wen wählt es da? Die Agenten der Regierung. Es gibt die ausführende Gewalt, wie die Bestimmung der Grenze von deren Tätigkeit und Anforderungen aus seinen Händen. Es ist wie der *Bourgeois Gentilhomme*, welcher die Auswahl und die Zahl seiner Kleider seinem Schneider überliess.

Jedoch, die Dinge entwickeln sich vom Schlechten zum Schlimmern und schliesslich gehen dem Volk die Augen auf, nicht über das Heilmittel, denn es gibt bis jetzt noch keins, sondern über das Uebel.

Das Regieren ist eine so angenehme Beschäftigung, dass Jedermann sich derselben hinzugeben wünscht. Daher werden die Ratgeber des Volkes nie müde, zu erklären: "Wir kennen Eure Leiden und wir beklagen sie. Es würde anders damit stehen, wenn *wir* Euch regierten."

Diese Periode, welche gewöhnlich eine Zeit lang andauert, ist eine Periode der Empörungen und Insurrektionen. Wenn das Volk unterworfen ist, fallen ihm noch zu seiner alten Bürde die Ausgaben des Kriegs zur Last. Wenn das Volk siegt, dann gibt es einen Regierungswechsel, und die Uebelstände wuchern weiter.

Das währt so lange, bis das Volk seine wahren Interessen zu erkennen und beschützen lernt. So kommen wir immer wieder darauf zurück: es gibt kein Heilmittel ausser dem Fortschritt der öffentlichen Intelligenz.

Manche Völker scheinen auffallend dahin zu neigen, die Opfer regierungsmässiger Ausbeutung zu werden. Dies sind diejenigen Völker, wo die Menschen, statt auf ihre eigene Würde und Energie zu vertrauen, sich für verloren betrachten, wenn sie nicht in allen Dingen regiert und geleitet werden. Ohne weit gereisst zu sein, habe ich doch Länder gesehen, wo man glaubt, der Ackerbau könne keine Fortschritte machen, wenn der Staat nicht Experimentalfarmen unterhält; dass es bald keine Pferde mehr geben wird, wenn der Staat keine Ställe leitet; und dass die Väter ihre Kinder nicht erziehen lassen, oder ihnen doch unsittliche Dinge beibringen werden, wenn der Staat nicht vorschreibt, was gelehrt werden soll. In einem solchen Lande können Revolutionen rasch auf einander folgen, und eine Sippe von Herrschern nach der andern abgesetzt werden. Aber die Regierten werden nichtsdestoweniger von der Laune und der Gnade ihrer Herrscher weiterregiert, bis das Volk einsehen lernt, dass es besser ist, die grösstmögliche Zahl von Dienstleistungen in der Kategorie derjenigen zu belassen, welche die dabei interessirten Parteien nach einer billigen Besprechung des Preises gegeneinander austauschen.

Die Revenuen eines Müssiggängers sind wie Werte, die man in die Flammen des Aetna wirft.—*Proudhon*
